



2 | 2020
49. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, ARBEIT UND WOHNUNGSBAU



Der „Maschinenmensch“ –
Technik in Bewegung als
Metapher für Architektur
und Inhalt des Mannheimer
Technoseums.

Foto: TECHNOSEUM, Klaus
Luginland.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

2/2020 49. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf

Schriftleitung: Dr. Irene Plein

Stellvertretende Schriftleitung: Grit Grafe
Redaktionsausschuss:

Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Daniel Keller, Dr. Melanie Mertens, Dr. Oliver Nelle, Karin Schinken, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier

Produktion:

Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: André Wais / Annine Fuchs

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher

Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 29 500



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 73 Editorial
- 74 Blick in die Geschichte
Zur Gründung des Landesamtes
für Denkmalpflege in Württemberg
vor 100 Jahren
Ulrike Plate
- 81 Steinernes Gedächtnis
Das Lapidarium der Stadt Stuttgart
Dieter Büchner
- 87 Die badischen Rheinbrücken –
das Ende des Zweiten Weltkriegs
vor 75 Jahren
Teil 1 – Die Zerstörung der Rhein-
brücken zwischen Neuenburg und
Wintersdorf
Ulrich Boeyng
- 95 Die historische Kulturlandschaft –
ein wertvolles Erbe
Archäologische Relikte und ihre
Denkmaleigenschaft
Andreas Haasis-Berner/Aline Kottmann
- 102 Die Töpfe der Räderbauer
Start des Auswertungsprojekts zur
jungsteinzeitlichen Feuchtboden-
siedlung Olzreute-Enzisholz
Philipp Gleich
- 108 „Unterkühlt und gekonnt“
Das Technoseum und das
SWR-Studiogebäude in Mannheim
Melanie Mertens
- 115 Ein Kulturdenkmal am Puls der Zeit
Das Bad Liebenzeller Badhaus feiert
seine Wiederauferstehung
Joachim Haessler/Daniel Keller
- 121 Die Staatliche Materialprüfanstalt
in Stuttgart
Progressive Architektur für die Prüfung
neuer Baustoffe und Bauteile
Peter Huber
- 126 Denkmalporträt
Der Genius des Ruhms
Das Hölderlindenkmal in Tübingen
Sabine Kraume-Probst
- 128 Denkmalporträt
Appellflur und Führerzimmer
Das Hitlerjugendheim in Gärtringen
Andreas Dubsloff
- 130 Rezension
- 131 Mitteilungen
- 133 Neuerscheinungen
- 134 Personalien
- 136 Nachruf

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.

Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen,
bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
bei. Sie ist auch kostenlos bei der
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung
Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

2020 jährt sich zum 75. Mal das Ende des Zweiten Weltkriegs. Zugleich markiert der 8. Mai 1945 den Schlusspunkt der Diktatur des Nationalsozialismus. Dessen Jahre von 1933 bis 1945 stellen eine Zäsur in allen Bereichen des Lebens dar.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs wird in diesem Jahr in vielfältiger Form zum Anlass genommen, um an die Schrecken jener Zeit zu erinnern und seiner millionenfachen Opfer zu gedenken. Auch die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg widmet sich in der Archäologie und der Bau- und Kunstdenkmalpflege den Hinterlassenschaften des sogenannten Dritten Reichs.

2018 erhielten „Das ehemalige Konzentrationslager Natzweiler und seine Außenlager“ das Europäische Kulturerbe-Siegel von der Europäischen Union verliehen. Damit wurde der hohe symbolische Wert des Denkmals, dessen Bestandteile sich auf französischem und deutschem Boden befinden, ausgezeichnet. Am Landesamt für Denkmalpflege ist zudem ein Erfassungsprojekt für die circa 35 ehemaligen Außenkommandos dieses Konzentrationslagers auf heute baden-württembergischem Gebiet angesiedelt, um ober- oder untertägig nach Spuren der Anlagen zu suchen.

Die Zeit des Nationalsozialismus hat die gebaute Umwelt geprägt und dies in nahezu allen Bauaufgaben. Eines der wohl umfänglichsten und widersprüchlichsten Kulturdenkmale aus dieser Zeit sind die erhaltenen Anlagen von Bunkern, Sperranlagen und Geschützstellungen an der damaligen Westgrenze des Deutschen Reichs – dem sogenannten Westwall. Dessen Bau wurde 1939 begonnen und von einem nationalsozialistischen Propagandafeldzug begleitet. Dieser Kategorie von Bauten, die der Kriegsführung dienten, lassen sich auch zahlreiche Hochbunker, beispielsweise in Mannheim oder auch die „Großdeutschlandkaserne“ in Heidelberg zuordnen.

Die Bautätigkeit spiegelte sich auch in Bauten des täglichen Lebens wider. Diese sind – wie alles im Alltag des Dritten Reiches – geprägt von der Nazi-Propaganda. Als ein Beispiel von vielen sei das Arbeitsamt von 1938 in Karlsruhe als Zeichen einer totalitären Beschäftigungspolitik genannt, die sich in einer übersteigerten Monumentalität ausdrückt. Diese Objekte wurden in früheren Ausgaben des Nachrichtenblattes beschrieben.

In dem nun vorliegenden Heft der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ und in den darauffolgenden Ausgaben in diesem Jahr werden Ihnen weitere Kulturdenkmale in Baden-Württemberg vorgestellt, die mahnend an die Zeit des Dritten



Reichs erinnern. So stellt ein Beitrag das Lapidarium Stuttgart als „Steinernes Gedächtnis“ vor. Hier werden in einzigartiger Weise steinerne Relikte des Zweiten Weltkriegs in einer Gartenanlage präsentiert.

Eine neue Bauaufgabe, die dem totalitären Einfluss auf die Jugend Rechnung trug, sind die Hitlerjugendheime. In Gärtringen hat sich eines dieser Heime erhalten. In seiner bewegten Nutzungsgeschichte – Hitlerjugendheim, Sitz des Stuttgarter NS-Kurier, Flüchtlingsheim, Rathaus – kann man den Weg vom Dritten Reich und Zweiten Weltkrieg hin zur Demokratie erkennen.

Alle Beispiele sind Kulturdenkmale, die es zu erhalten gilt. In unserer Wahrnehmung und im Kontext ihrer zeitlichen Einordnung gelten sie meist als „unbequeme Denkmale“. An ihnen entzündet sich in der Öffentlichkeit oft die Frage nach einer Notwendigkeit ihres Erhalts. Doch gerade vor dem Hintergrund ihrer Entstehung ist es umso wichtiger, diese baulichen Hinterlassenschaften zu bewahren. Denn das Ende der Hitler-Diktatur und des Zweiten Weltkriegs markieren einen Wendepunkt, den wichtigsten in der deutschen Geschichte! Dies soll und darf nicht vergessen werden – gerade heute, da sich in bekannten politischen Kreisen oft sogar der Sprache des Nationalsozialismus bedient wird. Die Zeitzeugen jener finsternen Jahre, die uns noch berichten und mahnen können, werden weniger. Es gibt aber eine historische Verpflichtung zum Erhalt der „steinernen Zeugen“. Die Denkmalpflege Baden-Württemberg nimmt sich dieser Aufgabe im Jahr 2020 gerne an.

Ich wünsche Ihnen für diese Ausgabe und ihre folgenden im Jahr 2020 eine interessante und aufschlussreiche Lektüre!

Katrin Schütz

Staatssekretärin im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau des Landes Baden-Württemberg



Blick in die Geschichte

Zur Gründung des Landesamtes für Denkmalpflege in Württemberg vor 100 Jahren

Vor 100 Jahren, am 12. Juni 1920, gab das Württembergische Ministerium des Kirchen- und Schulwesens dem Landesamt für Denkmalpflege eine Satzung und legte damit den Grundstock für eine staatliche Denkmalbehörde, wie sie bis heute besteht. Bis mit diesem Schritt aus dem zuvor lange Zeit ehrenamtlich besetzten Konservatorium vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale eine ordentliche Landesbehörde wurde, war es ein langer Weg zunehmender rechtlicher Ausgestaltung des Schutzes von Denkmalen. Dieser Weg soll im Folgenden nachgezeichnet werden.

Ulrike Plate

Jubiläen sind stets Anlass, sich seiner eigenen Disziplingeschichte zu erinnern, so auch im Fall der staatlichen Denkmalpflege. Bereits in Heft 2/1983 dieser Zeitschrift gedachte man des 130-jährigen Jubiläums staatlicher Denkmalpflege in Baden sowie des 125-jährigen Jubiläums staatlicher Denkmalpflege in Württemberg. In den Heften 3 und 4/2003 befasste sich Wolfgang Stopfel mit den ersten 150 Jahren badischer Denkmalpflege und fünf Jahre später folgte im Württembergischen eine eher zukunftsorientierte Jubiläumstagung, deren Ergebnisse im Heft 2/2009 des Nachrichtenblattes publiziert wurden.

Erste Landeskonservatoren/Landeskonservatorium

1858 war in Württemberg Konrad Dietrich Hassler (1803–1878) zum ersten ehrenamtlich tätigen Landeskonservator ernannt worden. Seine Aufgabe, Denkmale zu erfassen und zu dokumentieren, führte zu zahlreichen Inventarbänden der Kunst- und Altertumsdenkmale und sein Auftrag, Eigentümer zum Erhalt derselben zu bewegen, bewahrte viele Monumente vor Beeinträchtigung und Verlust. Hasslers unermüdliches Engagement für die Vollendung des Ulmer Münsterturms hatte sicher die nachhaltigste Wirkung.

1873 folgte ihm Eduard Paulus (1837–1907) im Amt nach; er sammelte viele Verdienste in der Limesforschung und der Erfassung vorgeschichtlicher Denkmale. Seine Inventarbände wurden immer wieder wegen fehlender „wissenschaftlicher Exaktheit“ kritisiert, so im Jubiläumsband anlässlich von 100 Jahren Staatlicher Denkmalpflege von 1960 nachzulesen. Aber „durch die schöne, dichterische Sprache, mit der Paulus die Werke der Ver-

gangenheit verlebendigte, hat er in breitesten Kreisen die Liebe und das Verständnis für heimische Kunst und Kultur geweckt und so der praktischen Denkmalpflege vielleicht einen größeren Dienst erwiesen, als dies durch strenge Wissenschaftlichkeit möglich gewesen wäre“.

Verglichen mit diesen ersten Jahrzehnten der staatlichen Denkmalpflege führte 1899 die Ernennung von Eugen Gradmann (1863–1927) zum Landeskonservator zur Entfaltung einer großen Dynamik sowohl hinsichtlich einer wissenschaftlichen als auch einer rechtlichen Untermauerung und letztlich einer institutionellen Verankerung der Denkmalpflege (Abb. 1). Als im Landtag 1904 über die Aufnahme eines neuen Paragraphen zum Schutz der Denkmale in die Gemeindeordnung beraten



1 Eugen Gradmann, um 1920.

wurde, zitierte der Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, Dr. Karl von Weizsäcker (1853–1926), ausführlich aus einem Bericht Gradmanns an das Ministerium. Die Zeit war reif für einen breit aufgestellten Diskurs über den notwendigen Schutz von Denkmalen der Kunst und des Altertums. Dies spiegelt sich in ausgedehnten Landtagsdebatten wider, in denen der zunehmende Verlust ortsbildprägender Denkmale wie insbesondere von Stadtmauern, Toren, Brücken, stillgelegten Kirchen, Schlössern, Burgen und Ruinen beklagt wird, aber auch die Beeinträchtigungen der Ortsbilder, die als notwendige Ergänzung, sozusagen als Rahmen der Monumente, verstanden wurden.

Die Gemeindeordnung von 1905

Erstmals fanden die Denkmale der Kunst und des Altertums dann in Artikel 117 der Gemeindeordnung von 1906 einen gesetzlichen Niederschlag. Der Artikel war auf Anregung des ritterschaftlichen Abgeordneten Hans Otto Freiherr von Ow (1843–1921) eingebracht worden, bekannt für sein außerordentliches Interesse an Geschichte, Tradition und Kultur und in Nachfolge seines Vaters Vorsitzender des Sülchgauer Altertumsvereins. Artikel 117 forderte hier für die Veräußerung, Beseitigung oder Veränderung von Denkmalen, insbesondere Bauwerken, Werken der Bildhauerei, der Malerei oder des Kunstgewerbes, die vorherige Benachrichtigung des Konservatoriums. Interessant ist, dass der Artikel unter der Überschrift „Verwaltung des Gemeindevermögens“ aufgeführt wird. Bei geplanten Veräußerungen von Denkmalen, Urkunden und Akten wurde dem Staat ein Vorkaufsrecht eingeräumt.

Eine Genehmigungspflicht war jedoch nicht vorgesehen. Staatsminister von Weizsäcker führte dazu 1904 im Landtag aus, dass der Ratschlag des Konservators auch so „eine besonders eingehende und tatkräftige Beachtung finden“ werde. Ein vollständig ausgebildetes Denkmalschutzgesetz, wie es erstmals 1902 in Hessen in Kraft getreten war, hielt er nicht für erforderlich. Mit der Aufnahme in die Gemeindeordnung und der geplanten Berücksichtigung der Denkmale in der kommenden Bauordnung könne bereits viel erreicht werden. Abgesehen von den Kosten – „wir müssten einen besonderen Beamtenkörper schaffen“ – hielt er ein Zwangsrecht des Staates gegenüber Gemeinden und Kirchen für problematisch, ganz zu schweigen vom Umgang mit Privaten. Ferner führte er aus: „Der Staat würde durch ein allgemeines Denkmalschutzgesetz die Verantwortung für diese wichtige Sache alleine übernehmen.“ Und weiter: „Es kommt bei der Denkmalpflege ja nicht nur auf die Förderung des geschichts-wissenschaftlichen Ver-

ständnisses oder auf die des ästhetischen Empfindens an, sondern nicht wenig auch auf die Hebung des Heimatgefühls, und gerade dieser Punkt, davon bin ich überzeugt, wird in wachsendem Maße die Gemeinden veranlassen, dem Kultministerium auf diesem Gebiet ihre so wünschenswerte Unterstützung zu leihen.“

Ein denkwürdiges Protokoll ist von den Etatberatungen 1905 überliefert, als Prälat von Demmler ausführlich zahlreiche Aspekte zum Denkmalschutz vortrug und eine Prüfung anriet, ob nicht doch ein Denkmalschutzgesetz notwendig sein könnte. Staatsminister von Weizsäcker sagte immerhin zu, „einheitliche, den heutigen Anforderungen entsprechende Anweisungen über Denkmalschutz ausarbeiten“ zu lassen, die dann Grundlage für weitere Verfügungen sein sollten. Gradmann arbeitete die folgenden Jahre daran. Ihr Inhalt erhielt Verbindlichkeit durch die Publikation im Amtsblatt des Königlich Württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens Nr. 20, 1912 (s. u.).

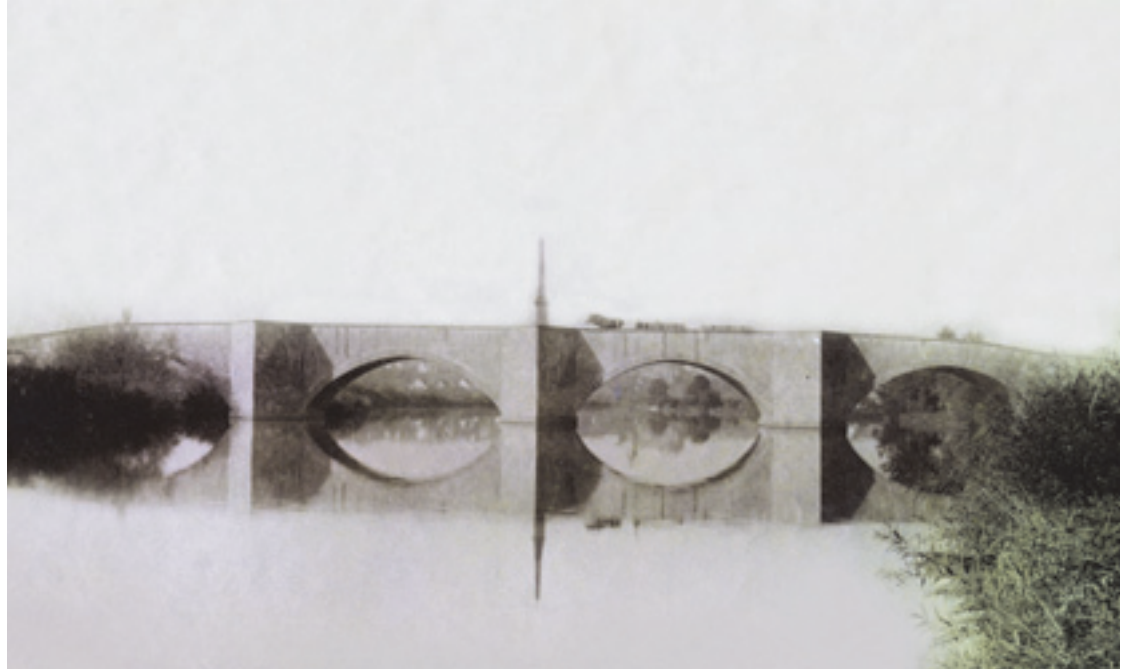
Personelle Ausstattung bis 1910

Seit 1893 war das zu benachrichtigende Landes-konservatorium mit dem Vorstand der Staats-Sammlung vaterländischer Kunst- und Altertums-Denkmale, dem heutigen Landesmuseum Württemberg, verknüpft. Gradmann selbst hatte bereits seit 1897 im Landeskonservatorium an der Erstellung von Inventaren mitgewirkt. Nun konnte er Gustav Sixt (1856–1904), Inspektor von Münzkabinett und Lapidarium, zur Mitwirkung bei vorgeschichtlichen Grabungen gewinnen. Prälat von Demmler hatte 1905 im Rahmen der Etatberatungen eine Assistentenstelle für den Landeskonservator gefordert, denn dieser müsse „zum mindesten ein Polyhistor, wenn nicht Alleswisser sein, auf so vielen, auf so mannigfaltigen und weitauseinander liegenden Gebieten wird sein Rat und seine Tätigkeit erfordern“. Gradmann gewann für diese Stelle den Altphilologen Peter Goeßler (1872–1956), der fortan die archäologischen Aufgaben übernahm.

Heinrich von Gauß (1858–1921) hatte bereits 1907 im Rahmen der Etatverhandlungen ein flamendes Plädoyer für die personelle Verstärkung der Denkmalpflege gehalten. Mehr als neue Gesetze sah er eine intensivere Vermittlung der Werte historischer Denkmale an die Öffentlichkeit als erfolgsverprechend an. Notwendig sei eine Dauerstelle, weil die Aufgabe lange Erfahrung benötige. Gesucht werde hierfür ein Mann, der „über den ganzen Bestand von Württemberg zuverlässig Auskunft zu geben vermöchte, der daneben auch die Fähigkeit und Geschichtlichkeit besäße, weitere Kreise für diese wertvollen Güter zu interessieren und der sich die Mühe nicht verdrießen ließe, bei



2–3 Historische Ansichten der Ulrichsbrücke in Köngen, 1602 nach Entwürfen von Heinrich Schickhardt errichtet.



jeder Gelegenheit und immer wieder für seinen Beruf zu wirken“, heißt es dazu im Protokoll. 1909 konnte die zweite Konservatorenstelle mit Peter Goeßler besetzt werden. Auf die Assistentenstelle rückte der Kunsthistoriker Julius Baum (1882–1959) nach, der den nächsten Inventarband in Angriff nahm.

Die Bauordnung von 1910

Mit Hinweis darauf, dass die notwendigen Regelungen in die neuzufassende Bauordnung aufgenommen würden, lehnte man die Ausarbeitung eines eigenen Denkmalschutzgesetzes immer wieder ab. Artikel 97 der Bauordnung vom 28. Juli 1910 sah dann auch vor, dass „Künstlerisch oder geschichtlich wertvolle Bauwerke (Baudenkmale) ... in ihrem Bestand und Gesamtbild möglichst erhalten werden.“ Neubauten und Bauveränderungen am Äußeren der Baudenkmale oder in deren Umgebung waren im Falle einer Beeinträchtigung von der Baupolizeibehörde zu untersagen. Hierfür war zuvor ein Gutachten der staatlich bestellten Kunstverständigen einzuholen. Die Aufstellung eines Denkmalverzeichnisses wurde ebenso angekündigt wie Verfahrensregelungen hinsichtlich der Kunstverständigen. Ergänzend konnten nach Artikel 98 auch Orts-, Straßen- oder Landschaftsbilder gegen grobe Verunstaltungen geschützt werden.

Der Aufnahme des Denkmalschutzes in die Bauordnung waren zahlreiche Beratungen vorausgegangen, die eine breite Übereinstimmung im Landtag dahingehend zeigten, dass die historischen und künstlerischen Ortsbilder zu schützen seien. Wie weit und mit welchen Mitteln hierfür jedoch in die Eigentumsrechte eingegriffen werden durfte, war Gegenstand hitziger Debatten.

Letztendlich entsprachen die Entwicklungen in Württemberg einem allgemeinen Trend. In einigen Ländern Deutschlands waren in den Jahren um

1910 Verunstaltungsparagrafen in die Bau- und Gemeindeordnungen aufgenommen worden (zum Beispiel Preußen 1907, Sachsen 1909, Oldenburg 1910, Baden 1912). In seinem 1914 erschienenen Überblickswerk „Die Denkmalpflege in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsverhältnisse“ nannte August Kneer aus Trier als Ziel der Denkmalpflege: „die Liebe der Bevölkerung für die gute Sache zu gewinnen“ und forderte, sie müsse sich „von aller Gewaltpolitik fernhalten, von aller Überspannung und Übertreibung.“ Folgerichtig fehlten weitgehende rechtliche Konsequenzen aus einer Missachtung der Vorschriften. Vorgesehen waren, soweit Staat oder Gemeinde dazu bereit waren, Schadenersatzzahlungen oder der Erwerb des Denkmals.

Neue fachliche Grundsätze

In den Jahren nach 1900 hatte die berühmte Debatte über den richtigen fachlichen Umgang mit dem Heidelberger Schloss stattgefunden, die sich mit dem Zitat Georg Dehios (1850–1932), „Konservieren, nicht Restaurieren“ in die Geschichte der Denkmalpflege eingeschrieben hat. Um die neuen wissenschaftlichen Grundsätze hinsichtlich Restaurierung und Konservierung durchzusetzen, entwarf Gradmann beispielsweise einen Vertrag, der mit den Altertumsvereinen zum Umgang mit historischen Werken geschlossen werden sollte. Die Positionen des Landeskonservators fanden immer wieder Eingang in die Debatten des Landtags, die oft auch Einzelfälle behandelten: 1905 die Königer Brücke (Abb. 2; 3), die einem vermeintlich stärkeren Verkehr geopfert werden sollte, 1909 der Umgang mit dem im Bildersturm zerstörten Karg-Altar im Ulmer Münster von Hans Multscher (Abb. 5), der dank der Spende eines wohlhabenden Ulmer Bürgers rekonstruiert werden sollte. Gradmann selbst nannte in der Festschrift von 1912 als einen der ersten Fälle erfolgreichen Ein-

4 Katholische Pfarrkirche St. Vitus, ehemalige Benediktinerklosterkirche, in Ellwangen mit der erhaltenen barocken Ausstattung, Aufnahme von 1947.

greifens des Konservators im Sinne der modernen Denkmalpflege die Stiftskirche in Ellwangen (Abb. 4). Hier war es gelungen, die barocke Ausstattung vor einer Reromanisierung zu bewahren. Kritisch sah er, dass sich die Denkmalpflege bereit erklärte, bei Brunnen- und Denkmälern die Originale als Flickwerk im Museum zu bergen und vor Ort Kopien aufzustellen (Abb. 7). Besser wäre es gewesen, ein modernes Kunstwerk an diese Stelle zu setzen. „Nur das jeweils Moderne hat auf dauernde Geltung Aussicht. Die Abneigung gegen jede Imitation kann den Originalen nur zugute kommen“. Diese Grundhaltung führte auch zur Ablehnung einer Rekonstruktion des Lusthauses in Stuttgart (Abb. 8; 10), eine Entscheidung, an der Gradmann als Sachverständiger mitwirkte.

Am 18. Oktober 1912 veröffentlichte das Amtsblatt des königlich württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens Gradmanns Anweisungen zur Denkmalpflege. Gradmann hatte daran seit 1905 im Auftrag des Ministeriums gearbeitet. Die Anweisungen wurden den betroffenen Kreisen zur besonderen Beachtung empfohlen. Das fast 50 Seiten starke Werk beginnt mit „Allgemeinen Grundsätzen“ und befasst sich dann mit einzelnen Denkmalgattungen wie Kirchen, Burgen, Ortsbildern, vorgeschichtlichen Denkmälern oder Gemälden. „Bis in die jüngste Zeit gingen in Württemberg Regierung und Stände von der Anschauung aus, daß die Denkmalpflege aus der freien Liebe zur Sache fließen und auf dem selbsttätigen und opferwilligen Zusammenwirken aller beteiligten Kreise beruhen sollte.“ Deshalb hätten sich die erlassenen Vorschriften auf einen geordneten Nachrichtendienst beim Landeskonservatorium beschränkt. Gradmann forderte erstmals ein personell hinreichend ausgestattetes Landesamt für Denkmalpflege, um auch selbst bei wichtigen Renovierungen aktiv werden zu können.

Der Denkmalrat 1912

Am 14. Januar 1912 erließ das Ministerium eine Verfügung zur Bildung eines Denkmalrats, dessen Angehörige als staatlich bestellte Mitglieder im Sinne der Bauordnung gelten und beratende Funktion haben sollten. Neben dem Landeskonservator wurden zwei Vertreter der Architekturabteilung der Technischen Hochschule benannt. Außerdem waren zwei Ministerien, ein Kunsthistoriker, Vertreter der Kirchen und Vereine sowie ein Baudenkmalbesitzer vertreten. Die zentrale Aufgabe des Denkmalrates war, das Denkmalverzeichnis zu führen. Die Stadtdirektion Stuttgart und alle Oberämter erhielten Bezirksverzeichnisse, die Gemeinden wiederum hiervon einen Auszug, das Ortsdenkmalverzeichnis, das „an einem geeigneten Ort aufzubewahren und zu jedermanns Einsicht



bereit zu halten ist“. Gerade diese Regelung in §9 der Verfügung von 1912 ist aus heutiger Sicht interessant: Da die Veröffentlichung als Aufgabe im aktuellen Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg fehlt, verbietet es das Landesdenkmalschutzgesetz, die Denkmallisten öffentlich zu machen.

5 Retabel vom sogenannten Karg-Altar im Ulmer Münster, 1433 von Hans Multscher, Aufnahme von 1971.





6–7 Marktbrunnen in Reutlingen, 1570 geschaffen von Leonhard Baumhauer, 1901 erneuert von Carl Lindenberger, vor und nach der Erneuerung.

8 Nach dem Hoftheaterbrand aufgefundene Reste der Lusthaustreppe.



Gesetzgebung 1914

Am 12. März 1914 wurde ein zwölf Artikel umfassendes Denkmalschutzgesetz Württemberg vorgestellt, das den Schutz beweglicher Denkmale betraf, die sich im Eigentum bürgerlicher oder kirchlicher Gemeinden sowie öffentlicher Stiftungen befanden. Sie durften nun nach vorheriger Genehmigung beseitigt, verändert oder veräußert werden. Außerdem war ein Ausgrabungsvorbehalt vorgesehen. Die Genehmigung durch die örtlichen Stellen hatte im Einvernehmen mit dem „Landesamt für Denkmalpflege“ zu erfolgen. In Artikel 3 (2) dieses Gesetzentwurfes wurde erstmals von einem Landesamt für Denkmalpflege gesprochen und in der Begründung ausgeführt, das un-

ter dem Landesamt für Denkmalpflege das bisherige Konservatorium vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale zu verstehen sei. In der ausführlichen Landtagsdebatte vom 25. März wurden die erheblichen Bedenken insbesondere von Seiten der Kirchen deutlich, die sich dagegen wehrten, als gälte es, „...daß hier der Staat mit seinen unheiligen Händen in diese allerheiligsten Dinge hineingreift“ (Zitat Hermann von Gauß). Staatsminister Hermann von Habermaas (1856–1938) betonte dagegen: „In der vorliegenden Frage handelt es sich aber nicht um eine rein kirchliche Angelegenheit, sondern es handelt sich in letzter Linie um eine Angelegenheit allgemeinen Interesses, um eine staatliche Angelegenheit.“

Das Gesetz wurde in dieser Form nicht weiterverfolgt. Die Widerstände ließen befürchten, dass sich das Gesetz verzögere. Um den als dringend angesehenen Schutz der beweglichen Denkmale trotzdem voranzubringen, passierte ein auf drei Artikel reduzierter Entwurf für ein befristetes Gesetz beide Kammern und trat am 14. März 1914 in Kraft. In der entsprechenden Verfügung vom 21. März 1914 wurde wieder vom Konservatorium gesprochen. Noch hatte sich der neue Behördenname nicht durchgesetzt.

Das Landesamt für Denkmalpflege

Bis es 1920 zur förmlichen Einrichtung einer Behörde für Denkmalpflege kommen sollte, hatte Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren, der unzählige Tote, Verletzte und Entwurzelte zurückließ, die Monarchie hatte abgedankt, mit weitreichenden Folgen unter anderem auch für bewegliche und unbewegliche Kulturdenkmale. Mit der Wei-

marer Verfassung von 1919 hatte die Denkmalpflege zwar immer noch kein (Reichs-)Gesetz, dafür aber Verfassungsrang erhalten. Artikel 150 stellte die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur unter staatlichen Schutz.

Am 12. Juni 1920 war es dann so weit. Das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens veröffentlichte eine Verfügung betreffend die Satzung des Landesamtes für Denkmalpflege. Dieses sei die ordentliche Landesbehörde für den Schutz von Denkmalen und Kunstwerken in Württemberg. Seine Aufgaben waren gemäß §2 (hier stark verkürzt wiedergegeben): alle Denkmale und Kunstwerke zu erforschen, zu erhalten und zu pflegen, andere Behörden sowie Interessenten und Beteiligte in Denkmal- und Kunstschutzfragen als Gutachter zu beraten und sie auf die Gefährdung von Denkmalen aufmerksam zu machen. Ferner waren die Denkmale und Kunstwerke zu inventarisieren und zu veröffentlichen sowie die gesetzlichen Bestimmungen zu vollziehen und zu überwachen, insbesondere die Liste und das Denkmalverzeichnis zu führen.

Das Landesamt für Denkmalpflege bestand aus mehreren Mitgliedern, von denen eines zum Vorstand bestellt wurde, nebst den erforderlichen Hilfskräften (§3). §4 sah einen engeren und einen weiteren Beirat von Sachverständigen vor. Die Verbindung mit den Bezirken, Gemeinden und Privaten sollte über entsprechende staatliche oder Gemeindeorgane, in der Regel jedoch über sogenannte Bezirksorgane (Pfleger, Vertrauensleute; §5, Absatz 1) erfolgen. In jedem Oberamt wurden solche Pflegschaften eingerichtet, die beobachten und das Landesamt informieren, aber auch den Gedanken der Denkmalpflege in das Allgemeinbewusstsein tragen sollten.

Mit der Institutionalisierung des Landesamtes für Denkmalpflege hatte Gradmann ein wichtiges Ziel erreicht. Aus gesundheitlichen Gründen musste er jedoch schon mit 56 Jahren in den Ruhestand treten. Weniges konnte er als Landeskonservator a. D. bis zu seinem frühen Tod 1927 noch verwirklichen. Ein Höhepunkt war sicher die Durchführung des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz am 28./29. September 1922 in Stuttgart mit über 600 Teilnehmern.

Peter Goebler (Abb. 9), sein langjähriger Kollege, wurde in der Nachfolge Gradmanns als Landeskonservator und Vorstand des Landesamtes für Denkmalpflege bestellt. Er ordnete das Amt in sechs Gruppen und gewann für die Konservatorenstellen prominente Persönlichkeiten:

Gruppe I: Geschichtliche Baudenkmäler: Ernst Fiechter (1875–1948), seit 1911 Ordinarius für Baugeschichte an der TH Stuttgart.

Gruppe II: Geschichtliche Kunstdenkmäler – Julius Baum (1882–1959) und Richard Schmidt (1889–1973), zunächst Volontär.

Gruppe III: Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler – Peter Goebler und Oskar Paret (1889–1972).

Gruppe IV (1922): Natur und Landschaft – Martin Schmidt, Vorstand der Naturaliensammlung, später der Geologe Hans Schwenkel.

Gruppe V: Archivalien – Archivdirektion.

Gruppe VI (1923): Volkstum – August Lämmle (1876–1962).

Die frühen Jahre des Denkmalamtes

Mit der Gründung des Landesamtes für Denkmalpflege begann eine Zeit vielfältiger Aktivitäten (Abb. 11; 12). Tätigkeitsberichte erschienen in der



9 Peter Goebler, um 1920.



10 Die Lusthausruine nach ihrer Neuaufstellung in den Schlossgartenanlagen.



11–12 Arbeitsräume des Landesamtes für Denkmalpflege im Neuen Schloss, Eingang Neckarstraße, 1945.



seit 1929 publizierten Zeitschrift „Württemberg“, später als Anhang zum „Schwäbischen Heimatbuch“; eine eigene Schriftenreihe wurde gegründet, zahlreiche Tagungen und Studienreisen fanden mit den Bezirkspflegern statt.

Ein jähes Ende fand diese kurze Blütezeit nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Peter Goeßler wurde infolge seines mutigen Aufbegehrens gegen eine Germanisierung der archäologischen Forschung 1934 aller Ämter enthoben. Ernst Fiechter kehrte 1937 in sein Heimatland, die Schweiz, zurück. Hierhin floh auch Julius Baum nach seiner kurzfristigen Internierung 1938. Infolge des Reichsnaturschutzgesetzes wurde die Gruppe IV aus dem Amt herausgelöst; August Lämmle, seit 1933 NSDAP-Mitglied, verließ das Amt 1938 und war 1939 bis 1945 Vorsitzender beim „Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern“, dem heutigen „Schwäbischen Heimatbund“. Unter der kommissarischen Amtsleitung von Hans Schwenkel (1886–1957) führten Walther Veeck (1886–1941) und nach dessen Tod Oskar Paret die Vor- und Frühgeschichte fort, Richard Schmidt prägte nachhaltig die Arbeit der Bau- und Kunstdenkmalpflege bis in die Nachkriegszeit hinein. Einer seiner größten Verdienste war zweifelsohne die Bergung zahlreicher Kunstschätze während der Kriegszerstörungen im Kochendorfer Salzbergwerk.

Nach Kriegsende folgte der beeindruckende Wiederaufbau des mehrfach ausgebrannten und personell ausgebluteten Stuttgarter Amtes unter Leitung von Gustav Wais (1883–1961).

Literatur und Quellen

Ulrike Plate: Eugen Gradmann, Theologe, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger: * 13. 12. 1863 Lauffen am Neckar, ev., † 26. 4. 1927 Stuttgart. Württembergische Biographien 3 (2017), S. 76–78.

Christian Schrenk: Schatzkammer Salzbergwerk. Kulturgüter überdauern in Heilbronn und Kochendorf den zweiten Weltkrieg, Heilbronn 1997

Felix Hammer: Die geschichtliche Entwicklung des Denkmalrechts in Deutschland, Tübingen 1995.

Festschrift: Staatliche Denkmalpflege in Württemberg

1858–1958, hg. v. Staatliche Ämter für Denkmalpflege Stuttgart und Tübingen, Stuttgart 1960. Hier auch eine Zusammenstellung aller bis dahin erschienenen Veröffentlichungen des Landesamtes für Denkmalpflege.

Gertrud Kauffmann: Eugen Gradmann, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 1, 1937, S. 224 ff.

Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz, Stuttgart, 28. und 29. September 1922, Stenographischer Bericht, Karlsruhe 1922.

August Kneer: Die Denkmalpflege in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsverhältnisse, Trier 1914.

Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912, Stuttgart 1912.

Amtsblatt des Königlich Württembergischen Ministeriums des Kirchen und Schulwesens Nr. 20 vom 8. Oktober 1912.

Württembergische Gemeinde-Ordnung vom 28. Juli 1906 mit Vollzugsverfügung, hg. v. Verein württ. Körperschaftsbeamten, Altenstadt 1907, S. 84.

Altertums- und Denkmalpflege, Sonderdruck o. A., S. 682–702. Gesetze und Verfügungen finden sich unter dem angegebenen Datum im Regierungsblatt für das Königreich Württemberg.

Sämtliche zitierten Protokolle und Beilagen des Württembergischen Landtags finden sich hier: <https://www.wlb-stuttgart.de/literatursuche/digitale-bibliothek/digitale-sammlungen/landtagsprotokolle/digitale-praesentation/zeitliche-gliederung>

1904 Kammer 2, Protokolle 1, 553 ff. (22. Sitzung vom 7. Dezember, Gemeindeordnung, Art. 122a)

1905 Kammer 2, Protokolle 3, 2069 ff. (84. Sitzung vom 18. Mai, Etatberatung Kap. 94/95)

1907 Kammer 2, Protokolle 2, 1242–1246. (48. Sitzung vom 22. Juni, Etatberatung Kap. 94/95)

1914 Kammer 2, Beilage 233, 115 ff. (12. März) und Protokolle 5, 3195 f. (120. Sitzung vom 25. März, Entwurf eines Gesetzes betreffend den Denkmalschutz).

Prof. Dr. Ulrike Plate

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Steinernes Gedächtnis

Das Lapidarium der Stadt Stuttgart

75 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs sind in deutschen Städten kaum noch Kriegsschäden zu sehen. Die wenigen verbliebenen Ruinen wie die Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche oder die Kölner Kirche St. Alban wurden bewusst als Mahnmale erhalten. In vielen weiteren Städten wird diese Funktion von Trümmerbergen erfüllt, die man aus den Überresten von im Krieg zerstörten Gebäuden aufhäufte. Wegen ihrer schönen Aussicht dienen solche Schuttberge heute oft auch als Ausflugsziele. In wohl keiner anderen deutschen Stadt gehen ästhetisches Vergnügen und ernstes Gedenken aber eine so innige Verbindung ein wie in Stuttgart. Hier kann man nicht nur den Ausblick vom Trümmerberg „Monte Scherbelino“ auf dem Birkenkopf genießen, sondern auch im stimmungsvollen historischen Garten der ehemaligen Villa Osterstag-Siegle in der Mörikestraße lustwandeln und dabei Skulpturen und Bauteile betrachten, die aus dem Kriegsschutt Stuttgarts geborgen wurden.

Dieter Büchner

Die Vorgeschichte des Lapidariums

Das Städtische Lapidarium in Stuttgart beherbergt zwar sehr viele Objekte, die infolge des Zweiten Weltkriegs dorthin gelangten, gegründet wurde es allerdings bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ab 1899 waren in der Stuttgarter Altstadt zunächst 47 Häuser, darunter das spätgotische alte Rathaus, für den sechs Jahre später fertiggestellten Neubau des Rathauses abgerissen worden. Im Jahr 1905 folgten weitere 87 Häuser im Zuge einer Altstadtsanierung zwecks Errichtung neuer Wohngebäude und Geschäftshäuser. Ornamentierte

Bauteile und baugebundene Skulpturen, die man für erhaltenswert hielt, wurden bei diesen flächendeckenden Abbrüchen geborgen und in den Kreuzgang des ehemaligen Dominikanerklosters bei der Hospitalkirche überführt (Abb. 1). Eine Dokumentation der Abbrüche oder eine Inventarisierung der geborgenen Stücke erfolgte damals allerdings nicht, sodass über die einzelnen Objekte in dieser ersten städtischen Sammlung von Steinwerken keine genaue Kenntnis besteht.

Dieses Lapidarium hatte auch nur wenige Jahrzehnte Bestand, da der Kreuzgang bei der Hospitalkirche durch einen schweren Luftangriff im Sep-



1 Kreuzgang bei der Hospitalkirche, Lithografie aus dem Jahr 1900.

tember 1944 fast vollständig zerstört wurde. Erst Jahre später konnte man verschüttete Exponate bergen, die allerdings sämtlich nur noch in Bruchstücken oder schwer brandgeschädigtem Zustand erhalten waren. Initiator dieser Ausgrabungsarbeiten war Gustav Wais (1883–1961), ein ehemaliger Redakteur und Journalist, der sich nach seinem von den Nationalsozialisten 1936 verhängten Schreibverbot intensiv der Erforschung der Stuttgarter Geschichte widmete. Von 1946 bis 1948 war Wais kommissarischer Leiter des württembergischen „Landesamtes für Denkmalpflege“. Wais war es auch, der als Mitglied der nach Kriegsende gegründeten „Städtischen Kommission zur Erhaltung von Kunstwerken und Baudenkmalen“ als Erster die Wiedererrichtung eines städtischen Lapidariums gefordert hatte. Dieses sollte außer den Exponaten des alten Lapidariums vor allem Relikte aus den nahezu 40 000 im Krieg zerstörten Stuttgarter Gebäuden beherbergen. Insbesondere nannte Wais „baugeschichtlich und kunstgeschichtlich wertvolle Architekturteile zerstörter Häuser, Plastiken, Konsolen, Schlusssteine, Kragsteine, alte Inschrifttafeln, Fragmente von Torbogen und Pfeilern, Grabplatten, Wappensteine, alte Schilder“. Auf Antrag von Wais wurde 1948 dann auch der langjährige Denkmalreferent im Städtischen Hochbauamt, Oberbaurat Dr. Ing. Wilhelm Speidel (1887–1956), mit der systematischen Bergung solcher Objekte aus kriegszerstörten Häusern beauftragt.

Das neue Lapidarium im Garten der Villa Ostertag-Siegle

Der entscheidende Schritt zu einem neuen Lapidarium erfolgte schließlich durch den 1950 wiederum von Wais initiierten Beschluss der Stadt Stuttgart, die von ihr erworbene Villa Ostertag-Siegle in der Mörikestraße 24 für diesen Zweck zu nutzen. Diese Villa war in den Jahren 1886 bis 1888

von dem Farbstofffabrikanten Gustav Siegle (1840–1905), einem der Gründer der BASF, als Wohnhaus für seine Tochter Margarete (1867–1934) und seinen Schwiegersohn Karl Ostertag-Siegle (1860–1924) errichtet worden. Als Bauplatz diente ein großes sich zwischen Reinsburgstraße und Mörikestraße erstreckendes Grundstück, auf dem Gustav Siegle sich bereits 1871 ein eigenes Wohnhaus – die im Zweiten Weltkrieg völlig zerstörte Villa Siegle – hatte erbauen lassen.

1905 wurde die Villa Ostertag-Siegle um einen angrenzenden Garten mit einer hohen Einfassungsmauer, daran angelehntem Wandelgang und zwei Pavillons sowie einer Verbindungstreppe zwischen Garten und Wohnhaus erweitert. Nach dem Tod Gustav Siegles ging das gesamte Anwesen in das Eigentum Karl Ostertag-Siegles über, der den Garten nach dem Vorbild italienischer Renaissancegärten gestalten und mit einigen freistehenden sowie baugebundenen Plastiken ausstatten ließ (Abb. 2). Zudem brachte er im Wandelgang circa 200 Fragmente von römischen Antiken an, die er in Italien erworben hatte.

Dieser bereits mit Skulpturen und antiken Fragmenten ausgestattete Villengarten war der ideale Ort für die Einrichtung eines Lapidariums als Freilichtmuseum. Die Eröffnung des neuen Städtischen Lapidariums unter der Leitung von Gustav Wais konnte bereits am 8. Juli 1950 erfolgen. Zwei Jahre später wurde die Ausstellungsfläche durch die Pacht des angrenzenden Gartens der Villa Gemmingen sogar noch erweitert.

Diese Vergrößerung war auch nötig, denn das Lapidarium erfuhr ständig Zuwachs. So kamen noch vor der Eröffnung einige wertvolle Kunstwerke aus der ehemals königlichen, seit 1913 städtischen Villa Berg hinzu, die 1949 an die Süddeutsche Rundfunkgesellschaft übergeben worden war. Auch Stücke, die während des Krieges im Keller des Alten Steinhauses und im Wagenburgtunnel eingelagert gewesen waren, ergänzten die Be-

2 Ansicht des Gartens der Villa Ostertag-Siegle im Jahr 1909.



stände. Weitere seit 1950 hinzugekommene Objekte stammten teils von Gebäuden, die unabhängig von Kriegsfolgen abgebrochen worden waren, teils waren es Funde, die bei Ausschachtungen oder anderen Erdbewegungen im Stadtgebiet gemacht wurden. Die meisten Objekte gelangten nach wie vor jedoch als direkte oder indirekte Folge des Zweiten Weltkriegs in das Lapidarium.

Der Bestand des Lapidariums

Bis heute wuchs der Bestand des Lapidariums – ohne die bereits ursprünglich vorhandene Antikensammlung im Wandelgang – auf mehr als 400 Stücke an, von denen etwa drei Viertel in der Mörikestraße selbst untergebracht sind. Die übrigen Objekte lagern in verschiedenen städtischen Magazinen oder wurden als Leihgaben an die Staatsgalerie und Stuttgarter Kirchen gegeben. Im Jahr 1954 fertigte Gustav Wais eine erste Aufstellung über die damals vorhanden gewesenen 214 Objekte an. 1994 wurde der Bestand auf Initiative des damaligen Landesdenkmalamtes und des Stadtarchivs, dem das Lapidarium nach dem Tod von Wais im Jahr 1961 unterstellt worden war, erneut inventarisiert und nun auch in einer Datenbank erfasst. Diese Arbeiten führten der Kunsthistoriker Dr. Axel Klumpp und die Restauratorin Juliane Weigele gemeinsam durch. Im Jahr darauf wurden die Bestände des Lapidariums schließlich als bewegliches Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalbuch des Landes eingetragen.

Auswahl von kriegsbedingten Exponaten

Ein spätgotisches Relief mit der Kreuzabnahme (Inv. Nr. 27, Abb. 3) gehört zu den Stücken, die in den Jahren 1948 und 1949 aus dem Schutt des fast vollkommen kriegszerstörten Kreuzganges bei der Hospitalkirche, dem Ort des ersten Stuttgarter La-



pidariums, ausgegraben werden konnten. In zahlreiche Fragmente zerbrochen, wurde es nach der Bergung wieder zusammengesetzt; fehlende Partien wurden in Mörtel ergänzt. Bevor das Relief 1867 in den Kreuzgang gelangt war, stand es wohl an der Ecke Charlotten- und Blumenstraße. Laut Wais sollen die zum Tod Verurteilten beim Gang zum Hochgericht auf dem Scheuelberg (Schellberg) vor dem Relief ein letztes Gebet verrichtet haben. Wais schrieb das Werk der Schule des Heilbronner Meisters Hans Seyfer (um 1460–1509) zu. Eine bewegte Geschichte hat die auf einem Entwurf des württembergischen Hofbildhauers Johann Heinrich Dannecker (1758–1841) basierende Wiesennymphe (Inv.Nrn. 56 u. 91, Abb. 4). Dann-

3 Spätgotisches Relief mit der Kreuzabnahme, 1948/49 aus dem zerstörten Kreuzgang bei der Hospitalkirche geborgen.



4 Fragment einer 1818 entstandenen Nymphen-Gruppe nach Entwurf des württembergischen Hofbildhauers Johann Heinrich Dannecker.

5 Figur einer Quellnymphe von einem 1944 zerstörten Brunnen in der Neckarstraße.



6 *Büste Johann Heinrich Danneckers von Ernst Curfess, 1888, aus dem Rosengarten hinter dem Neuen Schloss.*

ecker hatte 1808 einen Bozzetto für eine Nymphengruppe geschaffen, die dann von seinem Schüler Friedrich Distelbarth (1768–1836) in Sandstein ausgeführt wurde. 1818 zunächst am Kanal des Anlagensees vor dem Neuen Schloss aufgestellt, gab man die Gruppe 1925 aufgrund eines alten Versprechens König Wilhelms II. nach Tübingen. Für Stuttgart konnte jedoch eine Marmorkopie angefertigt werden. Begonnen wurde diese bereits 1922 von dem Bildhauer Adolf Fremd (1853–1924). Nach dessen Tod vollendete Kurt Fanghanel (1866–1930) 1926 die Skulpturen. 1944 wurde die Nymphengruppe bis auf den Kopf und Teile des Rumpfes der Wiesennymphe zerstört.

Ein ganz ähnliches Schicksal teilt die ebenfalls auf einen Entwurf Danneckers zurückgehende Figur der Quellnymphe (Inv. Nr. 50, Abb. 5). Auf der Grundlage dieses Entwurfs von 1823 führte ein Schüler Danneckers, Theodor Wagner (1800–1880), die Figur für einen Brunnen vor dem Gebäude Neckarstraße 18 aus. Aufgestellt wurde die Quellnymphe 1876 dann aber weiter unten in der Neckarstraße an dem Brunnen am Neckartor. Nach kurzer Zeit verwittert, wurde sie bereits 1888 durch eine Kopie von Theodor Bausch (1849–1925) in Marmor ersetzt. Nach der Zerstörung des Brunnens im Zweiten Weltkrieg gelangte diese Figur 1949 schließlich in das Lapidarium.

Die im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigte und später in das Lapidarium verbrachte Marmorbüste Johann Heinrich Danneckers (Inv. Nr. 177, Abb. 6) schuf der Bildhauer Ernst Curfess (1849–1896) im Jahr 1888. Die Büste gilt als Hauptwerk von Curfess, der in den Schwäbischen Hüttenwerken in

Wasseralfingen als Modelleur ausgebildet und später sogar zum württembergischen Hofbildhauer ernannt wurde, heute aber weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Zunächst auf dem Schlossplatz aufgestellt, wurde die Büste 1935 in den Rosengarten hinter dem Neuen Schloss versetzt und dort bei einem Bombenangriff schwer beschädigt.

Die Figur der Mondgöttin Luna wurde 1899 von dem damals in München ansässigen Bildhauer Adolf Hildebrand (1847–1921) geschaffen (Inv. Nr. 254, Abb. 7). Hildebrand, der lange in Florenz gelebt hatte, war bekannt für seine enge Anlehnung an Werke der italienischen Renaissance. Deshalb passte die Figur ausgezeichnet zur Villa Siegle, die Gustav Siegle 1856 auf der Karlshöhe von dem Architekten Adolf Gnauth nach dem Vorbild einer Villa am Comer See hatte errichten lassen. Die Luna stand in der Villa Siegle über dem Kamin im großen Saal. 1944 infolge eines Luftangriffes ausgebrannt, wurde die Ruine 1953 abgebrochen und die Figur in das Lapidarium überführt.

Das alte gotische Rathaus Stuttgarts war in den Jahren 1899 bis 1905 durch einen Neubau ersetzt worden. Dieser stand jedoch kaum 40 Jahre, bevor er seinerseits Opfer der verheerenden Luftangriffe des Jahres 1944 wurde. 1951 musste die Ruine schließlich dem heutigen Rathaus weichen. Zu den schönsten damals geborgenen Stücken zählen die beiden Ritterfiguren (Inv. Nr. 1 u. 2, Abb. 8) aus Bronze, die belegen, dass gelegentlich auch Objekte aus Metall in das Lapidarium gelangten. Ehemals waren die Ritterfiguren, deren Modelle von dem Bildhauer Heinz Fritz (1873–1927) stammen,



7 *Figur der Mondgöttin Luna von Adolf Hildebrand, 1889, aus der 1944 zerstörten Villa Siegle.*

8 *Ritterfigur von Heinz Fritz, 1905, vom im Zweiten Weltkrieg ausgebrannten und 1951 abgetragenen Rathaus.*



an den Eckgiebeln des Rathausdaches angebracht. Die Inschrift „BESCHAFFEN: GLVCK HAT: GOT: GESCHICKHT. SANT: CATHARINA: SPITAL: ZVO ESZLINGEN. ANNO 1589“ bezeugt eine Tafel aus Sandstein als Relikt des zum Esslinger Katharinen-spital zugehörig gewesenen und 1944 schwer beschädigten „Esslinger Hofes“ in Cannstatt (Inv. Nr. 57, Abb. 11). Ein Teil dieses ehemals württembergischen Fronhofs war 1282 vom Spital St. Katharina in Esslingen, der andere vom Konstanzer Domkapitel erworben worden. Bis zu seiner Überführung in das Lapidarium war der Inschriftstein an der zur Helfer- und zur Spreuergasse gelegenen Ecke des „Esslinger Hofes“ eingemauert. Die 1944 aufgenommene Fotografie des stark beschädigten „Esslinger Hofes“ zeigt die Tafel noch am ursprünglichen Ort. Die unterhalb des Steins auf die Hausfassade gemalte Inschrift „Unter Denkmalschutz. Nicht abbrechen!“ hat sich als wirkungslos erwiesen.

Von einer infolge des Zweiten Weltkriegs vollkommen verschwundenen Stuttgarter Kirche zeugt ein Taufstein (Inv. Nr. 173, Abb. 10). Er stammt aus der nach Entwurf des Architekten Konrad Dollinger (1840–1925) im Stil der rheinischen Romanik erbauten und am 15. Juni 1879 geweihten evangelischen Garnisonskirche an der damaligen Lindenstraße bei der heutigen Liederhalle. Die Garnisonskirche, die vor allem den in der Rotebühl- und in der Moltkekaserne stationierten Soldaten als Gotteshaus diente, verlor am 12. September 1944 durch einen Luftangriff ihr Dach und Teile der Türme. Nach heutigen Maßstäben wohl erhaltungsfähig, wurde die Ruine am 19. Dezember 1951 gesprengt und die Trümmer vollständig beseitigt. Heute stehen auf dem Gelände Gebäude der Universität Stuttgart.

Aus dem Maurischen Festsaal der Wilhelma stammen zwei große und zwei kleine gusseiserne Säulen im Lapidarium (Inv. Nr. 257–260, Abb. 9). In den Jahren 1842 bis 1853 hatte König Wilhelm I. durch den Architekten Karl Ludwig von Zanth (1796–1857) im Rosensteinpark eine Gruppe von ursprünglich rein privaten Gebäuden errichten lassen, darunter auch einen 1851 eingeweihten großen Festsaal, der das Zentrum des maurischen Gartens und der gesamten Anlage bildete. Wie auch die anderen Gebäude der Wilhelma wurde der Maurische Festsaal 1944 stark beschädigt. In den Jahren 1961/62 wurde er nach kontroversen Diskussionen schließlich bis auf die Eingangsfasade abgetragen. Die während des Abbruchs aufgenommene Fotografie zeigt einige der gusseisernen Säulen noch in situ, wobei die kleineren Säulen jeweils paarweise über den größeren standen (Abb. 12). An der Stelle des Festsaaals befinden sich heute das Aquarien- und Terrariengebäude sowie die Krokodilhalle.



9 Vier gusseiserne Säulen aus dem Maurischen Festsaal in der Wilhelma, 1851.

10 Taufstein aus der 1951 gesprengten Ruine der Stuttgarter Garnisonskirche.



Mehrere Stücke eines Frieses (Inv. Nr. 261–265, Abb. 13), zwei Kapitelle (Inv. Nr. 267, 268) und ein Fenster (Inv. Nr. 269) sind Relikte des Kronprinzenpalais, das in den Jahren 1846 bis 1850 von Ludwig Friedrich Gaab (1800–1869) für den Kronprinzen Karl und seine Gemahlin Olga am Schlossplatz an der Stelle des heutigen Kunstmuseums errichtet worden war. Im Frühjahr 1944 wurde das Gebäude durch einen Brand infolge eines Luftangriffs beschädigt. Dennoch hätte man es erhalten und instand setzen können. Nach dem Zweiten Weltkrieg sollte entlang der Planie jedoch ein Straßendurchbruch vom Charlottenplatz bis zur Schlossstraße erfolgen, um den Stuttgarter Westen besser an die Innenstadt anzubinden. Dieser Querspange stand das Kronprinzenpalais im Weg. Nach erbittert geführten Diskussionen in der Bürgerschaft wurde der „Planiedurchbruch“ 1959 schließlich auf Betreiben des Oberbürgermeisters Arnulf Klett beschlossen. Im November 1962 begann man mit dem Abbruch des Kronprinzenpalais und im Januar 1963 regte das Stuttgarter Planungsamt an, „geeignete Stücke – etwa ein Fenster- oder Türgewände – für das Lapidarium sicherzustellen“.

Ein Portal und ein Fenster (Inv. Nr. 182, Abb. 14) sowie ein Fenstergewände (Inv. Nr. 86) dokumentieren eines der traurigsten Kapitel des Umganges Stuttgarts mit seinem architektonischen Erbe. Die Bauteile stammen vom Alten Steinhaus in der heute nicht mehr vorhandenen Grabenstraße in der Nähe der Stiftskirche. Wahrscheinlich in der Zeit der Belagerung Stuttgarts durch Rudolf von Habsburg um 1286 erbaut, war dieser wehrhafte Wohnbau eines der ältesten Profangebäude der Stadt. Erst in den Jahren 1935/36 restauriert, wurde er 1944 durch einen Bombenangriff in Brand gesetzt. Die dicken Mauern hielten dem Feuer jedoch stand. Nach dem Krieg entwickelte

11 Ruine des „Esslinger Hofes“ in Cannstatt mit Inschrifttafel von 1589.



12 Abbruch des Maurischen Festsaals in der Wilhelma, 1962.



Pläne für neue Nutzungen wurden aber nicht umgesetzt und der Bau trotz erheblicher Proteste aus der Bürgerschaft 1953 abgerissen – zugunsten der Gewinnung von vier Parkplätzen.

13 Stück eines Frieses vom 1846–50 erbauten und 1962/63 nach Kriegsbeschädigungen abgebrochenen Kronprinzenpalais am Schlossplatz.

14 Portal und Fenster vom Alten Steinhaus aus dem 13. Jahrhundert, das nach Kriegsbeschädigungen 1953 abgebrochen wurde.

Das Lapidarium – Mahnmal nicht nur gegen den Krieg

Die zuletzt genannten Beispiele zeigen, dass es sich keineswegs bei allen kriegsbedingt in das Lapidarium gelangten Stücken um solche handelt, die direkt nach dem Krieg aus dem Schutt von zerstörten Gebäuden geborgen worden waren. Vielmehr stammen mindestens ebenso zahlreiche Stücke von im Krieg lediglich beschädigten Monumenten, die zunächst noch stehen geblieben waren, schließlich aber doch – teils erst nach vielen Jahren – Neu-

bauten oder neuen Straßen weichen mussten. Das Lapidarium erweist sich demnach nicht nur als wertvolles Dokument der unmittelbaren Kriegszerstörungen in Stuttgart, sondern ebenso als Zeugnis des späteren Umganges mit Gebäuden, Denkmalen und anderen Objekten, die den Krieg eigentlich – wenn auch nicht unversehrt – überdauert hatten. Sicherlich hätten einige dieser Monumente instandgesetzt werden können, wenn man damals den Fokus weniger auf die Schaffung einer modernen, durchgrünten und vor allem autogerechten Stadt, sondern mehr auf den Erhalt des überkommenen kulturellen Erbes gelegt hätte.

Ironischerweise stellt das Lapidarium der Stadt Stuttgart aber auch gerade deshalb ein deutschlandweit singuläres Ensemble bedeutender Objekte dar. Wohl in keiner anderen deutschen Stadt gibt es ein öffentlich als Museum zugängliches Lapidarium mit so wertvollen Exponaten in einer so schönen historischen Gartenanlage. Trotz allen ästhetischen Genusses lassen die in vielen Fällen fragmentierten oder anderweitig schwer beschädigten Stücke aber niemals vergessen, dass das Lapidarium zuallererst ein „steinernes Gedächtnis“ darstellt, und zwar in doppeltem Sinne: Das Lapidarium ist ein Archiv von Relikten aus sieben Jahrhunderten verloren gegangener Stuttgarter Bau- und Kunstgeschichte und damit das steinerne Gedächtnis der Stadt. Und gleichzeitig dient es dem mahnenden Gedächtnis an die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs.



Praktischer Hinweis

Das Städtische Lapidarium in der Mörikestraße 24/1, 70178 Stuttgart, wird heute vom Stadtpalais – Museum für Stuttgart verwaltet. Es ist in den Monaten Juni bis September jeweils am Mittwoch, Samstag und Sonntag von 14 bis 18 Uhr geöffnet.

Literatur

Manfred Schmid/Jutta Ronke: Städtisches Lapidarium. Museumsführer, Stuttgart o. J. (2006).

Juliane Weigle/Anja Stangl: Das Städtische Lapidarium in Stuttgart. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3/99, 1999, S. 143–150.

Axel Klumpp/Juliane Weigle: Inventar des Städtischen Lapidariums, Stuttgart 1996 (ms).

Gustav Wais: Stuttgarts Kunst- und Kulturdenkmale, Stuttgart o. J. 1954, S. 89–147.

Dr. Dieter Büchner

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Esslingen

Die badischen Rheinbrücken – das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren

Teil 1 – Die Zerstörung der Rheinbrücken zwischen Neuenburg und Wintersdorf

Der Bau von festen Brücken über den Rhein wurde mit zunehmender Vernetzung der Länder-Eisenbahnen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts immer dringlicher. Dabei stellte der Bau dieser Brücken die Ingenieure an allen Flüssen und auch am Oberrhein vor große technische Herausforderungen. Der Brückenbau spiegelt daher sowohl die Entwicklung des Verkehrs- und Eisenbahnwesens als auch die Entwicklung der Bautechnik wider. Darüber hinaus zeugen die Rheinbrücken von den jeweils herrschenden politischen Verhältnissen, in denen sie errichtet oder zerstört wurden. Wegen der Sprengung und dem damit einhergehenden Neubau sind nur wenige der genannten Brücken Kulturdenkmale. Ohne einen Blick in die Baugeschichte der Brücken wäre eine Schilderung ihrer Sprengung in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs zwischen November 1944 und März 1945 jedoch zu kurz gegriffen. Die Darstellung der Zerstörung aller badischer Rheinbrücken vor 75 Jahren umfasst drei Teile: Teil 1 beschreibt die Zerstörung der Brücken, die von Baden nach Frankreich führten, Teil 2 wird die Brücken behandeln, die in die bayerische Pfalz führten, während sich Teil 3 mit den Notbrücken und Brücken-Neubauten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs befassen wird.

Ulrich Boeyng

Am 1. September 1939 begann mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Polen der Zweite Weltkrieg. Bis zur Kapitulation des Deutschen Reichs am 7. Mai 1945 und dem Ende der Kampfhandlungen am 8. Mai sollten in Europa etwa fünf-einhalb Jahre vergehen.

Am 6. Juni 1944 begann unter dem Decknamen „Operation Overlord“ die Invasion der Alliierten in der Normandie und damit der Anfang vom Ende des Dritten Reichs. Bereits Ende Dezember 1944 standen die Alliierten in Lothringen und im Nordosten des Elsaß vor dem deutschen Westwall und waren dort bis etwa auf die Linie Merzig–Saargemünd–Bitsch–Weißenburg–Lauterburg, sowie in der Rheinebene zwischen Lauterburg und Basel bis an den Rhein vorgerückt.

Die letzte große Gegenoffensive der Wehrmacht in Elsaß-Lothringen – das „Unternehmen Nordwind“ – erfolgte zwischen dem 1. und 25. Januar 1945 und drängte die Alliierten im Nordelsaß auf die Linie Bitsch–Hagenau–Gamsheim zurück. Weiter südlich konnte die Wehrmacht linksrheinisch um Kolmar einen großen Brückenkopf zurückerobern. In der darauffolgenden Gegenof-

fensive zwischen dem 20. Januar und 9. Februar 1945 drängten die Alliierten die Wehrmacht bei Kolmar wieder an den Rhein zurück.

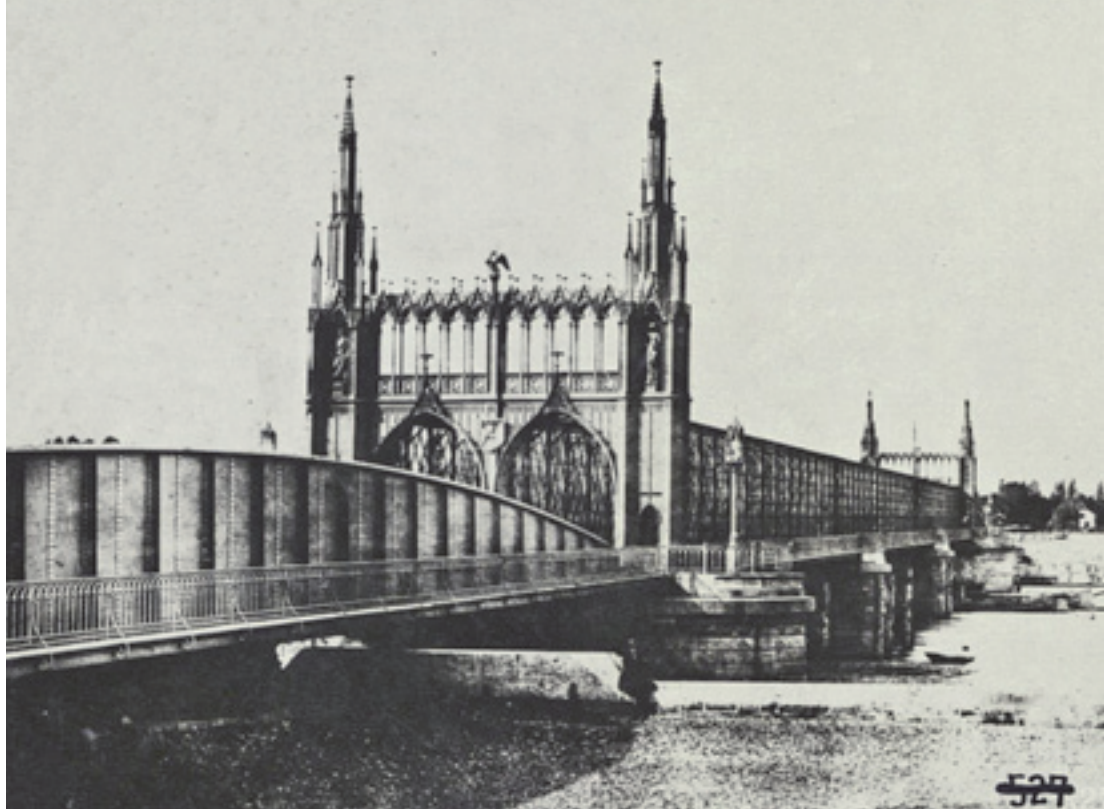
Im Verlauf der „Operation Undertone“ vom 15. bis 24. März 1945 rückten die Alliierten dann aus dem Nordelsaß über den Westwall hinweg in die Südpfalz und schließlich bis an den Rhein vor. Bei ihrem Rückzug sprengte die Wehrmacht zwischen dem 20. und 24. März in der Pfalz die letzten intakten Rheinbrücken (Abb. 12).

Das Ende der Kämpfe zwischen Neuenburg und Wintersdorf

Alle badischen Brücken zwischen Neuenburg und Wintersdorf haben gemein, dass sie ins benachbarte Elsaß führen. Als Region hatte dieser Landstrich eine bewegte politische Geschichte, in der er abwechselnd zu Frankreich oder zu Deutschland gehörte. Nach 1871 wurden im „Reichsland Elsaß-Lothringen“ die französischen Ortsnamen eingedeutscht. Die Reihenfolge der hier dargestellten Brückenstandorte orientiert sich am Datum ihrer Verkehrsfreigabe im 19. Jahrhundert.



1–2 Eisenbahnbrücke
Kehl–Strasbourg 1861,
Nordost-Ansicht vor 1870
und Ansichtsschema.



Glossar

Brückengeräte

Schnell aufstellbare Kriegs-, Behelfs- oder Notbrücken-Systeme, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu militärischen Zwecken entwickelt wurden. Sie bestehen aus metallenen Einzelelementen, die durch Bolzen oder Schrauben zu Systemträgern unterschiedlicher Länge, Höhe und Tragkraft zusammengesetzt werden können: in Deutschland und Österreich während beider Weltkriege unter anderem SKR = Schaper-Krupp-Reichsbahn und RW = Roth-Waagner (beides Fachwerkträger), in Frankreich unter anderem Eiffel und WS = Wendling-Seibert (beides Fachwerkträger), BS = Bonnet-Schneider (Vollwandträger) und in England unter anderem Bailey (Fachwerkträger). In vielen Armeen und Hilfsorganisationen werden heute solche Brückengeräte eingesetzt.

Fachwerkträger

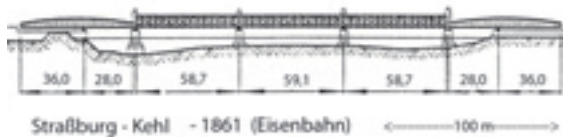
Tragwerk aus einem Fachwerk mit in Einzelstäben aufgelösten Seitenwänden.

Gevouteter Vollwandträger

Horizontaler Träger mit zur Brückenmitte hin schlanker werdendem Untergurt.

Halbparabelträger

Fachwerkträger mit zur Brückenmitte hin ansteigendem Obergurt und horizontalem Untergurt.



Eisenbahnbrücke Kehl–Strasbourg (Straßburg)

Der Bau der Badischen Rheintalbahn Mannheim–Basel hatte sich in mehreren Teilstücken vollzogen: Am 12. September 1840 war als erster Abschnitt die Strecke Mannheim–Heidelberg eröffnet worden, der letzte Abschnitt bis Basel wurde am 21. Februar 1855 für den Verkehr freigegeben. Seit dem 1. Juni 1844 führte bei Appenweier eine Zweigstrecke nahe an den Rhein bis Kehl. Auf der gegenüberliegenden Rheinseite war Strasbourg durch die „Compagnie du chemin de fer de Strasbourg à Bâle“ (StB) bereits seit dem 15. Juni 1844 mit Basel und der Schweiz, sowie durch die „Compagnie des Chemins de fer de l’Est“ (EST) seit dem 12. August 1852 mit Paris verbunden.

Reisende, die von Kehl über den Rhein nach Strasbourg wollten, mussten jedoch in Kehl auf Pferdroschken umsteigen und über die Schiffsbrücke nach Strasbourg fahren.

Als die badische Rheintalbahn Basel erreicht hatte, planten die Badische Staatseisenbahn und die französische EST den Bau einer festen Rheinbrücke zwischen Kehl und Strasbourg. Gemäß dem Staatsvertrag vom 16. September 1857 teilen sie sich die Baumaßnahmen: Französische Firmen beendeten am 24. Dezember 1859 die Gründungsarbeiten an Pfeilern und Widerlagern, die Gebrüder Benckiser/Pforzheim montierten bis zum 22. September 1860 die eisernen Überbauten. Diese bestanden

aus zwei 177 m langen parallelgurtigen Gitterträgern sowie beidseits aus je einer Drehbrücke von 26 m Länge. Die Drehbrücken hatten sich die Militärverwaltungen beider Staaten beim Bau der Brücke ausbedungen, um im Konfliktfall den Verkehr durch Ausdrehen kurzfristig unterbrechen zu können. Das repräsentative Erscheinungsbild der Brücke war geprägt durch die an beiden Enden vor den Gitterträgern stehenden Portale. Die Brücke war die erste Eisenbahnverbindung über den Rhein zwischen Baden und Frankreich und wurde am 11. Mai 1861 eröffnet (Abb. 1; 2).

Sechs Tag nach Beginn des Deutsch-Französischen Krieges wurde diese Verbindung am 22. Juli 1870 auf deutscher Seite unterbrochen, jedoch nicht durch Ausdrehen, sondern durch Sprengung der rechtsrheinischen Drehbrücke, bei der auch das Portal zerstört wurde. Die Lücke konnte in dem für Deutschland erfolgreichen Kriegsverlauf bereits im November 1870 durch eine provisorische Holzkonstruktion geschlossen werden. Sie wurde 1875 – zusammen mit dem ebenfalls erneuerten Portalbau – durch einen fest montierten Vollwandträger von circa 26 m Länge ersetzt. Fortan diente die Rheinbrücke fast 50 Jahre lang dem Zugverkehr zwischen dem Deutschen Reich und dem Reichsland Elsaß-Lothringen.

Badische Pläne zum Neubau der Brücke, deren lichte Durchfahrthöhe für den Schiffsverkehr seit Langem bemängelt wurde, konnten jedoch nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht mehr realisiert werden. Nach dem Ende des Krieges und als Folge der Versailler Verträge fiel die Brücke 1919 in ganzer Länge unter französische Verwaltung. Auch Frankreich hatte alsbald Neubaupläne, doch diese Pläne fielen dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zum Opfer.

Nach den Kriegserklärungen Frankreichs und Englands an das Deutsche Reich am 3. September 1939 wurde auf französischer Seite in Strasbourg zunächst nur die Drehbrücke ausgedreht und der Zugverkehr unterbrochen. Am 14. Mai 1940 sprengten französische Pioniere den westlichen Stropfweiler, wobei die Drehbrücke ganz und der Gitterträger teilweise zerstört wurden.

Eine hölzerne Notbrücke ermöglichte der Wehrmacht ab September 1940 die Wiederaufnahme des Bahnverkehrs in das inzwischen besetzte Frankreich. Ab dem 10. Februar 1941 entstand eine zweigleisige Nachfolgerin, die am östlichen Ufer aus dem Vollwandträger von 1875, über dem Rhein aus den unzerstörten Teilen des Gitterträgers von 1861, aus einem neuen 30 m langen Vollwandträger, sowie einem circa 60 m langen SKR-Fachwerkträger am westlichen Ufer bestand.

Nach der Invasion der Alliierten begannen die Kampfhandlungen im Elsaß ab dem 12. November 1944. Kaum zwei Wochen später erreichten amerikanische und französische Truppen am 23. November Straßburg. Die Wehrmacht sprengte bei ihrem Rückzug über den Rhein den zweiten Stropfweiler der Eisenbahnbrücke und brachte damit alle Überbauten zum Einsturz.

Eisenbahnbrücke Altbreisach–Neubreisach (Neuf Brisach)

Gemäß dem Staatsvertrag vom 13. Mai 1874 zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Deutschen Reich wurde der Bau einer militärstrategischen Bahnstrecke zwischen Altbreisach in Baden und Kolmar im Reichsland Elsaß-Lothringen beschlossen. Das Deutsche Reich konnte die zwischen dem damaligen Altbreisach und Freiburg bereits seit Mitte September 1871 bestehende, beiden Städten gehörende Privatbahn ab 1874 pacht-

ten und zweckentsprechend ausbauen. Ende 1877 war der Bau der Eisenbahnbrücke über den Rhein vollendet und am 5. Januar 1878 konnte die Strecke zwischen Altbreisach und Neubreisach für den Bahnverkehr freigegeben werden.

Die Gründungsarbeiten übernahm die Aktiengesellschaft für Eisenindustrie und Brückenbau, vormals Gesellschaft Harkort/Duisburg (Gesellschaft Harkort). Hersteller der eisernen Überbauten war die Gutehoffnungshütte/Sterkrade (GHH), die 1877/78 gleichartige Überbauten zwischen Neuburg und Eichwald (Chalampé), sowie zwischen Weil-Leopoldshöhe und Hüningen (Hunigue) errichtete (Abb. 3; 4).

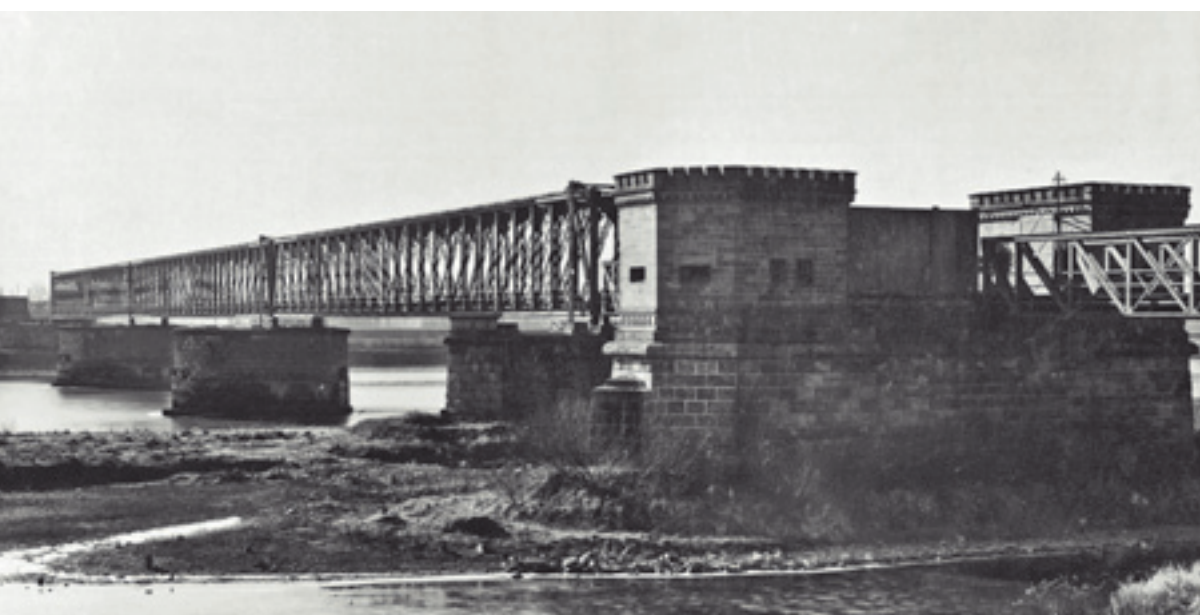
Die Breisacher Brücke hatte bei einer Gesamtlänge von etwa 334 m drei Hauptöffnungen mit baugleichen parallelgurtigen Ständerfachwerkträgern von jeweils 72 m Länge sowie an den beiden Ufern je zwei Flutöffnungen von 28 m Länge, die ebenfalls von Fachwerkträgern überbrückt wurden. Zwischen den beiden Flutöffnungen standen jeweils zwei massive Wehrtürme, die dem Bauwerk in der Seitenansicht ein symmetrisches Erscheinungsbild gaben. Die Breite der Stropfweiler und die Mittenabstände der Türme waren von Beginn an für ein zweites Gleis ausgelegt worden, zu dessen Einbau es jedoch in Breisach nie kam.

Im Verlauf des Ersten Weltkriegs wurde ein großer Teil des deutschen Nachschubs über diese Brücke geleitet. Nach dem Ende des Krieges fiel die Brücke aufgrund der Versailler Verträge ab 1919 in ganzer Länge an Frankreich.

Am 12. Oktober 1939 sprengten französische Truppen die beiden westlichen Flutbrücken und den

Reichsland Elsaß-Lothringen

Ein aus Teilen der alten Landschaften Elsaß und Lothringen gebildetes Verwaltungsgebiet des Deutschen Reiches von 1871 bis 1918. Nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges 1871 wurden die Ortsnamen eingedeutscht: Alsace = Elsaß, Hunigue = Hüningen, Chalampé = Eichwald, Mulhouse = Mülhausen, Neuf-Brisach = Neubreisach, Colmar = Kolmar, Strasbourg = Straßburg, Haguenau = Hagenau, Wissembourg = Weißenburg, Bitche = Bitsch. u. v. a. Dies änderte sich erneut nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, abermals nach dem deutschen Einmarsch im Zweiten Weltkrieg, sowie noch einmal nach dessen Ende. Da dieser Text eine Zeitspanne mit mehreren Umbenennungen umfasst, wird die jeweils zeitgenössische Schreibweise verwendet.



3–4 Eisenbahnbrücke Altbreisach–Neubreisach 1878, Ansichtsschema und Nordwest-Ansicht vor 1939.

Überbauten

Jene Teile einer Brücke, die zwischen den beidseitigen Widerlagern und eventuell auf Pfeilern über ein Hindernis führen.

Vollwandträger

Insbesondere im Stahlbau verwendeter horizontaler Träger mit geschlossenen Seitenwänden und auskragenden Ober- und Untergeräten.

westlichen Stropmpfeiler. Anfang Juli 1940 begannen deutsche Pioniere mit dem Aufbau einer Behelfsbrücke, wobei die gesprengten Überbauten ersatzlos entfernt wurden. Die Lücke wurde durch fünf unterschiedlich lange RW-Brückengeräte geschlossen, die stromaufwärts auf provisorischen Pfeilern in der Achse des geplanten zweiten Gleises eingebaut wurden. Der unbeschädigte östliche Überbau sowie die beiden östlichen Flutbrücken wurde auf den erhaltenen Pfeilern stromaufwärts in die unbelegte zweite Gleisachse verschoben. Am 25. Juli 1940 konnte die Strecke wieder einleisig freigegeben werden. Sie war damit die erste der während des Zweiten Weltkriegs wiederhergestellten Rheinbrücken am Oberrhein.

Ab August 1942 wurde mit dem Ersatz der provisorischen Überbauten durch Neubauten begonnen. Die Stahlbauarbeiten übernahm diesmal die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg/Mainz-Gustavsburg (MAN), die in der mittleren und westlichen Hauptöffnung zwei neue Fachwerkträger in annähernd gleichen Abmessungen wie zuvor einbaute. Die östlichen Flutbrücken wurden durch zwei je 30 m lange, die westlichen durch zwei je 25 m lange Vollwandträger ersetzt. Das gesamte Bauwerk wurde bei diesem Umbau um circa 1,85 m angehoben und flussabwärts zurück in die alte Gleisachse verschoben. Die fünf RW-Geräte des Provisoriums blieben ohne Nutzung stehen. Am 10. Mai 1944 konnte der Bahnverkehr wieder aufgenommen werden, bald darauf, nach Einbau einer starken Bohlenlage auch der Straßenverkehr. Auch im Zweiten Weltkrieg übernahm die Brücke eine wichtige Rolle beim militärischen Nachschub. Am Jahresende 1944 waren die Alliierten auf der Höhe von Neubreisach bis an den Rhein vorgerückt. Die Wehrmacht konnte im Verlauf des „Unternehmens Nordwind“ zwischen Ende Dezember

1944 und 25. Januar 1945 einen großen Brückenkopf (Poche de Colmar/Colmar Pocket) zurückerobern und die Alliierten in die Vogesen auf den Höhenzug westlich des Thur-Tals zurückdrängen. Die alliierte Gegenoffensive zwischen dem 20. Januar und 9. Februar 1945 warf die Wehrmacht wieder auf die alte Frontlinie am Rhein zurück.

Bei ihrem Rückzug über den Rhein sprengten die deutschen Truppen am 5. Februar 1945 alle Vorlandpfeiler der Breisacher Brücke und brachten – bis auf den mittleren Überbau der MAN und die beiden ungenutzten, südlich davor stehenden RW-Geräte – alle anderen Überbauten zum Einsturz.

Eisenbahnbrücke Neuenburg–Eichwald (Chalampé)

Auf der gleichen Vertragsgrundlage wie bei der Breisacher Brücke war am 13. Mai 1874 der Bau eines Rheinübergangs zwischen Neuenburg und Eichwald (Chalampé) beschlossen worden. Die zweigleisig ausgelegte Strecke sollte die badischen Hauptbahn beim Abzweig Müllheim mit dem linksrheinischen Müllhausen (Mulhouse) verbinden. Der Bau der Brücke begann im Jahr 1875 und am 6. Februar 1878 wurden Brücke und Strecke zunächst einleisig für den Verkehr freigegeben (Abb. 5; 6). Die Herstellung der Gründungen übernahm wie schon in Altbreisach die Gesellschaft Harkort, Hersteller der eisernen Überbauten war wieder die GHH. Das Erscheinungsbild der Brücke entsprach in Abmessungen und Details dem der Brücke bei Altbreisach.

Da die Überbauten nach 30 Jahren den gestiegenen Verkehrslasten nicht mehr gewachsen waren, wurden 1905/06 durch die GHH in der alten Gleisachse neue, stärker ausgelegte Überbauten und neue Vorlandbrücken errichtet. Die alten Überbauten wurden auf ihren Pfeilern flussabwärts verschoben und nahmen das zusätzliche zweite Gleis auf. Wie schon in Breisach gingen über die Neuenburger Brücke während des Ersten Weltkriegs umfangreiche Militärtransporte.

5–6 Eisenbahnbrücke Neuenburg–Eichwald 1878, Ansichtsschema und Südost-Ansicht 1930.





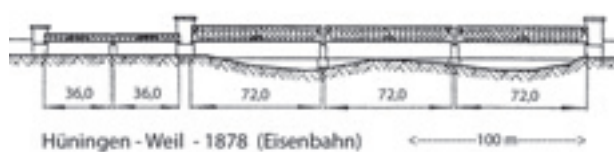
Noch vor dem Jahresende 1918 ließ die französische Militärverwaltung das nördliche Gleis als Reparationsleistung demontieren. Nach Abschluss der Versailler Verträge fiel die Brücke ab 1919 in ganzer Länge an Frankreich. Für den Bahnverkehr nach Frankreich wurde in Neuenburg ein neuer Grenzbahnhof eingerichtet, der im November 1921 eröffnet werden konnte.

Auch hier sprengten am 12. Oktober 1939 französische Pioniere die westliche Landfeste, den Wehrturmpfeiler sowie einen Flusspfeiler, worauf die Vorlandbrücken und die westlichen Hauptüberbauten beider Gleise abstürzten. Im Juli 1940 begannen deutsche Pioniere mit der komplizierten Instandsetzung der südlichen Gleisachse. Die dort abgestürzten Vorlandbrücken wurden gehoben, der alte westliche Hauptträger repariert und flussaufwärts verschoben. Der neue mittlere Hauptträger wurde gehoben und mit Teilen des schwer beschädigten neuen, westlichen Hauptträgers repariert. Die beiden rechtsrheinischen Überbauten und Vorlandbrücken waren in beiden Gleisachsen intakt geblieben, die südlichen Überbauten wurde daher genutzt, die nördlichen blieb ungenutzt stehen. Die restlichen Brückenteile wurden verschrottet. Der Bahnverkehr konnte im Juni 1941 eingleisig wieder freigegeben werden.

Beim Rückzug der Wehrmacht über den Rhein sprengten deutsche Truppen am 9. Februar 1945 das gesamte Bauwerk, sodass die massiven Bauteile sämtlich zerstört und die meisten Überbauten unbrauchbar wurden.

Eisenbahnbrücke Weil–Hünigingen (Hunigue)

Einen Sonderfall stellt die Rheinbrücke zwischen Weil-Leopoldshöhe und Hünigingen dar, da sie bereits vor dem Zweiten Weltkrieg ersatzlos zurückgebaut wurde.



Im Staatsvertrag vom 13. Mai 1874 war auch der Bau einer zweigleisigen Bahnstrecke zwischen Leopoldshöhe und St. Ludwig (St. Louis) vereinbart worden. Im Juni 1875 begannen die Bauarbeiten und am 11. Februar 1878 wurden Strecke und Brücke freigegeben. Wie bereits in Neuenburg und Altbreisach waren für die Gründungsarbeiten die Gesellschaft Harkort sowie für die eisernen Überbauten die GHH zuständig.

Die drei „Schwesterbrücken“ glichen sich in ihren drei eisernen Hauptüberbauten, unterschieden sich aber in ihren Flutbrücken: Die Brücke bei Weil hatte auf badischer Seite keine Flutbrücken, während ihre beiden westlichen Flutbrücken mit circa 36 m Stützweite etwas länger als die der „Schwestern“ waren. Ihre beiden Wehrtürme lagen jeweils an den Enden der Hauptüberbauten, die Befestigung der Flutbrücken lag auf der westlichen Landfeste (Abb. 7; 8).

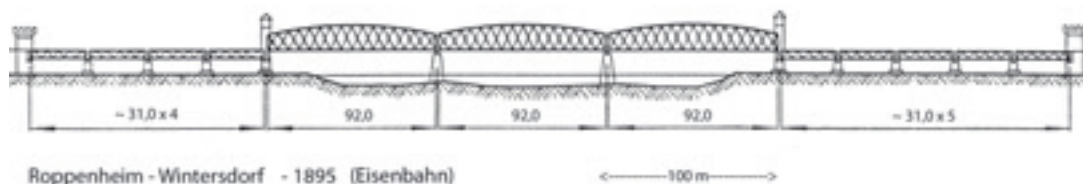
Ab dem 20. Mai 1890 diente die Strecke zur direkten Anbindung der beiden strategischen Umgebungsbahnen der Schweiz – der Wehrtal-Bahn und der Wutachtalbahn – an das Reichsland Elsaß-Lothringen. Auch hier wurde 1905/06 ein zweites Gleis auf verstärkten Überbauten verlegt und auch hier fiel die Brücke nach den Versailler Verträgen 1919 in ganzer Länge an Frankreich.

Im Juli 1920 wurde der Zugverkehr eingleisig wieder aufgenommen und 1922 ging im Palmrain nördlich von Weil der neu eingerichtete Grenzbahnhof in Betrieb.

Da jedoch in den folgenden Jahren der Zugverkehr stark zurückging, legte die französische „Administration des chemins de fer d’Alsace et de Lorraine“ am 3. April 1937 und damit kurz vor der Ver-

7–8 Eisenbahnbrücke Weil–Hünigingen 1878, Südost-Ansicht 1934 und Ansichtsschema.

9–11 Eisenbahnbrücke Wintersdorf–Roppenheim 1895, Südost-Ansicht 1927, Ansichtsschema und Ostansicht 1927.



staatlichung der französischen Privatbahnen zur „Société nationale des chemins de fer français“ (SNCF) die Strecke still und baute im gleichen Jahr die Überbauten ersatzlos ab.

Eisenbahnbrücke Wintersdorf–Roppenheim

Die letzte der auf Verlangen des Militärs gebauten strategischen Strecken in das Reichsland Elsaß-Lothringen führte ab 1895 von Mannheim über Karlsruhe und Rastatt nach Wintersdorf, sowie von dort über den Rhein nach Roppenheim in Richtung Hagenau (Haguenau).

Die Wintersdorfer Brücke hatte eine Gesamtlänge von etwa 555 m und bestand in den Hauptöffnungen aus drei Halbparabel-Fachwerkträgern von je circa 92 m Länge, denen als Vorlandbrücken auf östlicher Seite fünf, auf westlicher Seite vier parallelgurtige Fachwerkträger von je circa 31 m Länge vorgelegt waren. Das repräsentative Erscheinungsbild der Brücke wurde beherrscht durch zwei

massive turmbekrönte Torbauten an beiden Enden der Hauptträger sowie von jeweils zwei massiven zinnenbekrönten Wehrtürmen an den beiden Enden der Vorlandbrücken. Sowohl die Gründungsarbeiten als auch die Herstellung der eisernen Überbauten übernahm die Gesellschaft Harkort. Am 1. Mai 1895 wurde die Strecke mit der zweigleisigen Rheinbrücke für den Verkehr freigegeben (Abb. 9; 11).

Während der Mobilmachung zum Beginn des Ersten Weltkriegs, im weiteren Kriegsverlauf und schließlich auch für die ab November 1918 zurückkehrenden Einheiten des deutschen Heeres hatte die Brücke eine wichtige Funktion. Auch im zivilen Bahnverkehr in Richtung Straßburg und Paris wurde die Brücke rege genutzt. Als Folge der Versailler Verträge fiel die Brücke ab 1919 in ganzer Länge an Frankreich. Nachdem auf deutscher Seite bei Wintersdorf ein großer Zollgrenz- und Rangierbahnhof eingerichtet worden war, konnte am 17. Dezember 1922 der Zugverkehr nach Frankreich wieder aufgenommen werden.

Am 12. Oktober 1939 sprengten französische Pioniere die Pfeiler der westlichen Vorlandbrücken sowie den westlichen Strompfeiler, wodurch alle Vorlandbrücken und ein Halbparabelträger abstürzten. Ab März 1941 begannen unter deutscher Regie die Reparaturarbeiten an der Brücke, die in ihrer ursprünglichen Konfiguration mit zwei Gleisen wiederhergestellt wurde. Ab 3. Mai 1942 konnte der Zugverkehr in das besetzte Frankreich zunächst eingeleisig, ab dem 3. Februar 1943 zweigleisig wieder aufgenommen werden.

Bis Mitte Dezember 1944 waren die Truppen der Alliierten in Lothringen und im Nord-Elsaß an den Westwall bis etwa auf die Höhe von Bitsch–Weißenburg–Lauterburg vorgerückt. Die Wehrmacht sprengte nach ihrem Rückzug auf die rechte Rheinseite am 12. Dezember 1944 alle Strompfeiler der

12 WW II, Rheinland-Kampagne 1944–1945, Blatt 77b.

Brücke und brachte damit die drei Hauptüberbauten zum Einsturz.

Straßenbrücke Kehl–Straßburg (Strasbourg)

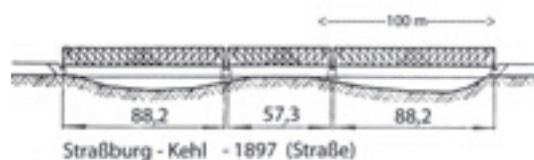
Bereits seit 1388 soll der Fuhrverkehr zwischen Strasbourg und Kehl über die hölzerne „Lange Brücke“ möglich gewesen sein. In den zahllosen Überschwemmungen und Kriegshandlungen der folgenden Jahrhunderte wurde diese Brücke oft zerstört und erneuert. Neben dieser festen Holzbrücke gab es immer wieder auch schwimmende Schiffsbrücken zwischen den beiden Städten. Die letzte von 1816 versah ihren Dienst bis zur Eröffnung der eisernen Straßenbrücke von 1897 (Abb. 13).

Diese feste parallelgurtige Eisenfachwerkbrücke war insgesamt etwa 234 m lang, circa 8 m breit und hatte beidseitig auskragende Fußwege. Sie bestand aus zwei Teilen von je 88,2 m, sowie einem Mittelteil von 57,3 m Länge. Die Baukosten teilten sich das Großherzogtum Baden, das Reichsland Elsaß-Lothringen, die Stadt Straßburg sowie die Straßburger Straßenbahngesellschaft.

Die Gründungsarbeiten der beiden Flusspfeiler erfolgten durch die Baugesellschaft Philipp Holzmann GmbH/Frankfurt a. M., Hersteller der drei Überbauten war die Gesellschaft Harkort.

Das Erscheinungsbild der Straßenbrücke war ebenso repräsentativ wie das ihrer benachbarten Eisenbahnbrücke und wurde auch hier betont durch die beidseitig vorgestellten eisernen Portalbauten. Am 24. November 1897 wurde die neue Straßenbrücke oberhalb der Eisenbahnbrücke für den Personen-, Fahrzeug- und Straßenbahnverkehr zwischen Kehl und Straßburg freigegeben. Wie schon bei der benachbarten Eisenbahnbrücke sprengten französische Pioniere am 14. Mai 1940 den westlichen Strompfeiler und brachten die Straßenbrücke zum Einsturz. Mit einer hölzernen Fachwerk-Notbrücke konnte ab Oktober 1940 der Verkehr wieder aufgenommen werden. Bis zum Juni 1942 wurde der beschädigte westliche Stahlüberbau durch deutsche Pioniere notdürftig und verkürzt instand gesetzt und zusammen mit einer kurzen, zweifeldrigen Behelfsbrücke auf einem zusätzlichen Notpfeiler gelagert.

Beim Rückzug der Wehrmacht Ende November 1944 wurde durch die Sprengung aller Strompfeiler die Straßenbrücke vollständig zerstört, während die hölzerne Fachwerk-Notbrücke zeitgleich in Brand gesetzt wurde.



13 Straßenbrücke Kehl–Straßburg 1897, Ansichtsschema.

Ausblick

Im kommenden Heft folgt Teil 2 der Beitragsreihe zu den Brücken, die in die bayerische Pfalz führten.

Literatur

Ute Scherb: Déjà vu? Als die Straßburger Straßenbahn vor rund 100 Jahren durch Kehl fuhr, in: *Badische Heimat* Heft 4, 2017, S. 587–598.

Hans Schlieper: *Eisenbahntrajekte über Rhein und Bodensee*, Düsseldorf 2009.

Hans-Wolfgang Scharf: *Eisenbahn-Rheinbrücken in Deutschland*, Freiburg 2003.

Helmut Hilz: Benckiser – Eisenbrückenbau für Baden, in: *Pforzheimer Geschichtsblätter* Bd. 8, 1996, S. 119–131.

Carl-Helmut Steckner: 600 Jahre Rheinbrücken, in: *Die Ortenau*, Bd. 68, 1988, S. 275 ff.

Hans Pottgießer: *Eisenbahnbrücken aus zwei Jahrhunderten*, Stuttgart 1985.

Jürgen Keddrigkeit: Das militärische Ende des 2. Weltkriegs, in: *PfalzAtlas 1981*, Textband III, S. 1430–1455, sowie Karten 110 und 111.

Ernst Wolff: Über den Bau der Rheinbrücke bei Alt-Breisach, in: *Deutsche Bauzeitung*, Jg. 12, 1878, S. 116–117 und 123.

Siegfried Fauck: 300 Jahre Rheinbrücken Mannheim–Ludwigshafen (Rheinschanze), in: *Mannheimer Hefte 1972/73*, Heft 1, S. 35–40.

H. Werner/W. Kollros: Der Wiederaufbau der Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Chalampé–Neuenburg [und Breisach], in: *Schweizerische Bauzeitung*, Bd. 127/128, 1946, Nr. 13, S. 161–167 und Nr. 14, S. 180–183.

Günter Cordes: Die militärische Besetzung von Baden-Württemberg 1945, Beiwort zur Karte 7,10, in: *Historischer Atlas Baden-Württemberg*, 8. Lieferung 1980, Kapitel VII-10.

G. Schaper: Die beiden neuen Rheinbrücken bei Maxau und Speyer, in: *Die Reichsbahn*, Heft 35, 1938, S. 314–319.

Gottwalt Schaper/Friedrich Tamms: Entwürfe für die Reichsautobahnbrücke über den Rhein bei Frankenthal, in: *Die Straße* 5, Heft 11, 1938, S. 338–343.

W. Schleicher/J. Trau: *Die Eisenbahnbrücke bei Gernersheim*. Ludwigshafen 1880.

Max Becker: *Die neue Eisenbahnschiffbrücke über den Rhein bei Maxau*, Stuttgart 1865.

Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
Südring 19
76773 Kuhardt

Die historische Kulturlandschaft – ein wertvolles Erbe

Archäologische Relikte und ihre Denkmaleigenschaft

Baden-Württemberg ist geprägt von einer Vielzahl unterschiedlicher Kulturlandschaften, wie die Obstbauplantagen der Ortenau, der Hopfenanbauregion in Oberschwaben oder die Wald-Wiesen-Flächen des Schwarzwaldes. Der rasante Flächenverbrauch und die Intensivierung der Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten haben jedoch dazu geführt, dass wesentliche Elemente dieser identitätsstiftenden Landschaftsformen den derzeitigen, oftmals auf kurze Sicht angelegten und häufig rein ökonomisch motivierten Belangen weichen. Es drohen der Verlust der Bezüge markanter Elemente und des Gesamtbilds der historisch gewachsenen Kulturlandschaft und es droht der Verlust ihrer wissenschaftlichen „Archivfunktion“. Angesichts zukünftiger Substanzverluste ist die Denkmalpflege gefordert, die Kulturlandschaften und ihre einzelnen Elemente stärker in den Fokus zu nehmen, um sie besser einordnen, bewerten und schützen zu können.

Andreas Haasis-Berner/Aline Kottmann

Vor 30 Jahren berichteten Alois Schneider und Wolfgang Seidenspinner im Nachrichtenblatt über Elemente der Kulturlandschaft (Heft 18/4, 1989). Diesem Aufsatz folgte ein noch breiter aufgestellter Ansatz im Jahr 1996 durch Volkmar Eidloth und Michael Goer, ebenfalls im Nachrichtenblatt. Darin thematisierten sie die Frage nach dem „Schutz von historischen Kulturlandschaftselementen“ und hielten ein Plädoyer für den prohibitiven sowie präventiven Umgang mit diesen. Von Seiten der Bau- und Kunstdenkmalpflege gab es seither größere Projekte zu ihrer Erforschung und der Ermittlung des Denkmalwertes, wie zum Beispiel bei den Weinbergterrassen. Solche breit angelegten Forschungen dürften auch bei überwiegend archäologischen Relikten sehr ertragreich sein, wie Einzeluntersuchungen nahelegen. Ihre Ergebnisse bestärken die Forderung, diese vielfach großflächig erhaltenen Relikte zu schützen. Es geht dabei nicht um den Versuch einer zwangsläufig auf Stagnation ausgerichteten „Musealisierung“ der Landschaft. Ziel sollte vielmehr der planerisch gelenkte, dem Erhaltungs- und Entwicklungsziel dienende Umgang mit der historischen Kulturlandschaft sein.

Kulturlandschaft – was ist das?

Als Einstieg soll hier nochmals die Definition des Begriffs Kulturlandschaft vorangestellt werden. Sie

stammt aus der Historischen Geographie, die der Mittelalterarchäologie hinsichtlich Quellenkanon und Zielrichtung eng verwandt ist:

„[...] Kulturlandschaft [ist definiert] als den vom Menschen eingerichteten und angepaßten Teil der Erdoberfläche, der stetig geändert und umgestaltet wurde und noch wird“. Aus denkmalpflegerischer Sicht sind damit häufig raumgreifende Elemente gemeint, die in der Vergangenheit durch menschliche Tätigkeiten in der Landschaft entstanden sind und sich aus verschiedenen Gründen bis heute weitgehend unverändert erhalten haben. Dabei werden die Bestandteile dieser Kulturlandschaft traditionell nach Funktionsbereichen unterschieden: Siedlung, Landwirtschaft, Gewerbe, Verkehr, Freizeit und Gemeinschaftswesen. In den letzteren Bereich fallen alle Elemente, denen eine administrative, juristische, militärische oder kulturelle Funktion zugrunde liegt.

Was bereits 1996 für den Umgang mit solchen historischen Zeugnissen in der Praxis konstatiert wurde, war die Zurückstellung von Denkmaleigenschaften sozial-funktionaler und siedlungsgeschichtlicher Bedeutung hinter solchen formalästhetischer Natur. Dies lässt sich natürlich mit der Hauptaufgabenstellung der Bau- und Kunstdenkmalpflege, die im Bereich gestalteter Architekturobjekte liegt, erklären, die wiederum an die baurechtlich vorgegebenen Eingriffsmöglichkeiten der



Glossar

Holzriese

Rinne, in welcher geschlagene Holzstämme in steilen Lagen talwärts befördert wurden. Es wurden entweder schon vorhandene Geländeformen (zum Beispiel Klingen) genutzt oder ausgebaut oder auch eigens hölzerne Konstruktionen erstellt.

LiDAR (light detection and ranging)

Methode zur optischen Abstandsmessung, mit welcher das Relief der Erdoberfläche in großem Maßstab und mit immer höheren Genauigkeiten ertastet und digital wiedergegeben werden kann.

1 Die heutige Nutzung als Streuobstwiese hat diese Wölbäcker bei Albershausen im Kreis Göppingen vor der Überprägung bewahrt.

Denkmalpflege gekoppelt ist. Aus gegenwärtiger Sicht besteht dieses Ungleichgewicht immer noch, trotz der allgegenwärtigen Forderung nach dem Erhalt unserer Kulturlandschaft. Genauso liegt die Tatsache, dass vonseiten der Archäologie der betreffenden Quellengattung noch zu wenig Berücksichtigung geschenkt wurde, sicher darin begründet, dass auch hier durch die anlassbezogenen Tätigkeitsfelder der Fokus auf den Siedlungen liegt: Der Großteil der durch Bauvorhaben veranlassten archäologischen Untersuchungen, die die Hauptaufgabe der archäologischen Denkmalpflege darstellen, liegen in heutigen Siedlungsbereichen und betreffen daher selten Elemente der Kulturlandschaft.

Dieser einseitige Fokus ist in besonderem Maße für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit zu beklagen, welche aufgrund der zeitlichen Nähe und Quellenfülle gerade die Chance hätte, siedlungsübergreifende und verbindende Elemente zu analysieren und auf ihre Bedeutung für die einstige Lebenswirklichkeit, aber auch für die Denkmallandschaft hinzuweisen. Auch liegen hier Chancen für eine breite interdisziplinäre Herangehensweise, da zahlreiche Disziplinen in den Geistes-, Kultur- und Naturwissenschaften bis hin zum praktischen Naturschutz sich mit der Genese und dem nachhaltigen Entwickeln von Landschaft(en) beschäftigen. Legt man die oben angeführte Gliederung in Funktionsbereiche zugrunde, so lassen sich aus Sicht der Mittelalterarchäologie zahlreiche Beispiele zusammensetzen, die anhand der im Boden überlieferten materiellen Relikte Aussagen zur anthropogenen Landschaftsnutzung und -gestaltung erlauben:

Relikte der Landwirtschaft (Altfluren, Wölbäcker, Terrassierung, Weinberge, Wässerwiesen, Steinriegel, Abb. 1–5)

Relikte des ländlichen Gewerbes und des Waldgewerbes (Flachsrösten, Kohlegruben, Meilerplatten (Abb. 6), Glashütten, Kalköfen, Pech- und Teersiederei, Zeidlerei, Rohstoffabbau, Holzriesen) Relikte der Wasserwirtschaft (Relikte von Wasserwegen (Abb. 7; 8), Floßteiche, Triftgräben, Wehre, Schleusen, Mühlen, Fischteiche, Quellfassungen, Brunnenhäuser, Deiche)

Relikte des ehemaligen Verkehrssystems (historische Altwege, Abb. 9; 10)

Relikte administrativ-militärischer Funktion (Begrenzungsanlagen, Schutz- und Grenzsteine, Landwehren, Dorfetter, Wildbanngrenzen, Schanzsysteme, Abb. 11)

Relikte der Freizeit/Repräsentation (künstlichen Landschaftsgestaltung, Gärten, Parkanlagen, Jagdanlagen...)

Relikte von Politik und Strafvollzug (Galgenhügel, Sühnekreuze etc., Abb. 12)

Zur anthropogen gestalteten Landschaft zählen natürlich auch die traditionellen Forschungsfelder dieser Disziplin – die Siedlungs- und Bestattungsplätze – welche zwar mitberücksichtigt werden sollen, jedoch explizit nicht mit dem Terminus „Kulturlandschaftsrelikte“ etikettiert werden. Natürlich müssen gerade die erhaltenen und erforschten Siedlungselemente in eine Rekonstruktion der Kulturlandschaft einbezogen werden – sie bilden sozusagen Rückgrat und Verbindungsebene der einzelnen Siedlungselemente.

Denkmaleigenschaft und Schutzwürdigkeit

Wie sieht es mit der Wertigkeit einzelner Relikte der Kulturlandschaft aus Sicht der Denkmalpflege aus? Hierzu konstatierten Eidloth und Goer: „Grundsätzlich können alle historischen Kultur-



landschaftselemente die Tatbestandsmerkmale des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg erfüllen.“

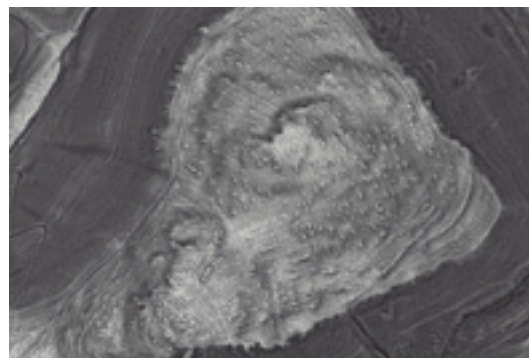
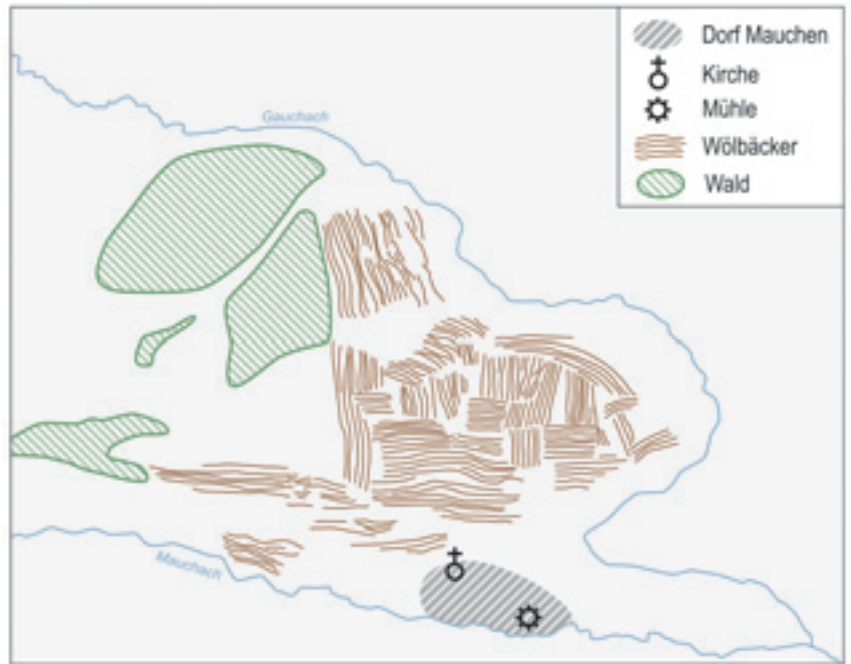
Die einzelnen Elemente stellen natürlich nur einen Stein eines unbekanntes Mosaiks dar, die Zusammenschau vieler solcher Mosaiksteine lässt uns jedoch im Idealfall die historische Kulturlandschaft rekonstruieren. Der Erkenntnisgewinn auf dem Gebiet der Archäologie ist stets ein kumulativer, weshalb Erfassung und Schutz auch einzelner Objekte unerlässlich ist. Mangels flächendeckender Kenntnis des Bestandes können für den Einzelfall auch weitere Kriterien angeführt werden, in denen die Denkmaleigenschaft begründet liegen kann. Zuvorderst steht die Historizität des einzelnen Kulturdenkmals. Damit ist nicht nur die Genese eines Objekts, sondern auch die Dynamik von dessen Aus- und Umformung in einer vielschichtigen historischen Tiefe gemeint, die bis zur heutigen Gestalt führte und gegebenenfalls dessen Weiternutzung beinhaltet. Zum anderen trägt eine möglichst umfangreiche und gute Erhaltung zu einer höheren Wertigkeit bei. Des Weiteren helfen die Zuordnung zu einem historischen oder naturräumlichen Kontext einerseits sowie der Zusammenhang zu weiteren archäologischen Kontexten andererseits bei der Bewertung des Denkmals.

Singularität und (inter-)regionale Bedeutung sind weitere Kriterien, die beispielsweise in den Richtlinien der UNESCO als Kriterium zur Aufnahme einer Kulturlandschaft ins Weltkulturerbe (Alleinstellungsmerkmale) aufgenommen wurden oder auch für den Schutz selbiger im Rahmen des Naturschutzes (Bundesnaturschutzgesetz, §2 Absatz 1) von Bedeutung sind.

Schutzmöglichkeiten

Im baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz wird der Begriff der „Kulturlandschaft“ nicht explizit genannt. Allerdings kann die Zusammenfassung verschiedener Elemente, wie Siedlungen oder Siedlungsteile zu „Sachgesamtheiten“ der rechtlich abgesicherten Unterschutzstellung nach §2 dienen. Zu diesen „Sachgesamtheiten“ werden im Kommentar von Strobl und Sieche ausdrücklich „historische Kulturlandschaften“ als Beispiel angeführt.

Tatsächlich wird auch in der Landesbauordnung und im Landesentwicklungsplan sehr konstruktiv auf deren Schutzbedürftigkeit hingewiesen. In der rechtskräftigen Fassung des Landesentwicklungsplans von 2002 heißt es beispielsweise: „In den überregional bedeutsamen naturnahen Landschaftsräumen sind eine standortgemäße landwirtschaftliche Nutzung und eine naturnahe Forstwirtschaft als wesentlicher Beitrag zur Erhaltung der Kulturlandschaft (...) zu sichern“.



2 Flurrelikte der Wüstung Mauchen, Umzeichnung des digitalen Geländemodells. Die braunen Linien zeigen die Wölbäcker des ehemaligen Ortes Mauchen. Sie haben sich nach der Aufgabe des Ortes um 1400 unter Wald sehr gut erhalten.

3 Auf vielen der Hochplateaus am Albtrauf sind bis heute langgezogene Lesesteinhaufen erhalten, die die alte Nutzung und Aufgliederung in kleine Ackerparzellen noch ablesen lassen. Die Hochfläche auf dem Leimberg bei Gosbach wird heute durch Weidenutzung offen gehalten – eine die Flurrelikte schonende Wirtschaftsform.

Auch auf Bundesebene ist die Wertigkeit von Kulturlandschaften rechtlich verankert. So findet man im Raumordnungsgesetz an prominenter Stelle den Passus: „Historisch geprägte und gewachsene Kulturlandschaften sind in ihren prägenden Merkmalen und mit ihren Kultur- und Naturdenkmälern zu erhalten.“ (§2 Absatz 2 Nr. 5).

Vonseiten der Bau- und Kunstdenkmalpflege wurde das Thema der Denkmaleigenschaft von Kulturlandschaftselementen zumindest in der Theorie schon lange erkannt, wenn auch die Umsetzung in der Praxis an verschiedene Grenzen stößt. Im 2007 publizierten Thesenpapier der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland zum Thema „Denkmalpflege und historische Kulturlandschaft“ wird konstatiert: „Wertigkeit im Sinne einer Denkmalbedeutung ist dann gegeben, wenn ablesbare und substanziell greifbare Elemente und Strukturen in der Landschaft vorhanden sind, welchen man erhebliche geschichtliche Bedeutung zumessen kann“. Es gilt hervorzuheben, dass hier vor allem auch die einzelnen Elemente und damit Ausschnitte einer ehemaligen Kulturlandschaft betont werden und nicht zwingend eine umfassende Erhaltung dieser Elemente als Schutzkriterium gefordert wird. Dies wird

On-site-/Off-site-Studies

Im Rahmen von Geländearbeiten werden Maßnahmen zur Erforschung einer ehemaligen Siedlung an dieser Stelle selbst (on site) und im weiteren Siedlungsumfeld derselben (off site) mit unterschiedlichen Fragestellungen und Zielsetzungen durchgeführt.



4 In Arealen mit Waldbestand sind alte Steinriegel besonders gut erhalten, wie hier an der Hangkante des Gosbacher Leimbergs.

in folgender Feststellung konkretisiert und sogar noch gesteigert: „Der denkmalschutzrechtliche Beitrag ist dabei umso verbindlicher, je kleinräumlicher der Landschaftsteil, das Flächendenkmal, die Gesamtanlage oder das Einzeldenkmal ist.“

Der rechtliche Rahmen

Angesichts der immer stärkeren Flächenzerschneidung, Flächenzusammenlegungen sowie Intensivierung von Forst- und Landwirtschaft besteht in der Praxis ein anhaltend hoher Bedarf an Bewertung und Schutz von Elementen der historischen Kulturlandschaft.

Bislang tritt jedoch der Begriff „Kulturlandschaft“ explizit nur im 1995 novellierten Denkmalschutzgesetz des Landes Schleswig-Holstein auf, wo als Begründung für die Ausweisung eines Kulturdenkmals ein „die Kulturlandschaft prägender Wert“ als eines der Kriterien aufgeführt wird, was im Gegensatz zu Baden-Württemberg den historischen Kulturlandschaften nicht nur aus naturschutzrechtlichen, sondern auch aus kulturschutzrechtlichen Gründen Beachtung und Schutz verschafft. In Bayern und Nordrhein-Westfalen wurden aus dem dringenden Bedarf heraus innerhalb der Denkmalpflegeinstitutionen bereits Spezialreferate zum Thema „Kulturlandschaft“ geschaffen. In solchen Spezialreferaten können neue denkmalpflegerische Werkzeuge konzipiert und insbesondere Empfehlungen für die Landesplanung und solche zum Umgang mit Kulturlandschaften für die Bauleitplanung und Raumplanung erarbeitet werden. Denn aufgrund des flächenhaften Charakters dieser Denkmalkategorie ist ein Ansatz auf dieser Ebene der zielführendste: Im Rahmen projektgebundener Vorhaben wie Flurbereinigungen und Umweltverträglichkeitsprüfungen besteht in der Praxis am ehesten die Möglichkeit der Erfassung und Bewertung von größeren Einheiten mit Flächencharakter.

Vorbildlich ist dabei die Herangehensweise in Italien, wo in der Verwaltungseinheit Südtirol ein Gestaltungsbeirat für Baukultur eingerichtet wurde, welcher kostenlose Dienstleistung für Gemeinden

und Architekten anbietet, unter anderem mit dem Zweck der Erhaltung bäuerlicher Kleinerelemente wie Scheuern, Unterstände, Heuschober etc. Hier werden Raumordnung und Denkmalschutz, gleichsam wie Natur- und Landwirtschaft, in der Praxis eng vernetzt.

Seit 2004 sind auf Bundesebene auch die Europäischen Landschaftskonventionen (ELP) ratifiziert, die eine wichtige Grundlage für den Kulturlandschaftsschutz darstellen. Angesichts dieser Tatsache und aufgrund der auf diesem Gebiet offensichtlichen Verquickung von Interessen von Denkmalpflege und Naturschutz ist eine zielgerichtete Zusammenarbeit mehr denn je gefragt.

Neue Methoden und Ansätze

Die Art der Relikte der Kulturlandschaft hat sich in den vergangenen Jahrzehnten nicht verändert. Die Gefährdung einzelner Elemente hat durch den Flächenverbrauch und durch veränderte Nutzungsformen und -methoden in der Land- und Forstwirtschaft jedoch deutlich zugenommen.

Was die Geländedenkmale mit obertägigen Baustrukturen betrifft, so hat die Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg in den letzten Jahrzehnten beim Umgang mit Relikten der Kulturlandschaft bedeutende Fortschritte gemacht. Wichtige Relikte wie die Weinbergterrassen wur-

5 Fernab der typischen Weinberglanschaften befindet sich am Hüttenbühl in Herbolzheim ein Areal mit drei Weinbergterrassen. Sie dürften vom Kloster Tennenbach angelegt worden sein.



den wissenschaftlich mustergültig untersucht und unter Schutz gestellt. Das landesweite, gut vernetzte Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale strebt eine flächendeckende Inventarisierung dieser Objektgruppe an. Die Beteiligung vieler Verbände und Einzelpersonen sorgt dabei neben der erhöhten Effizienz auch für eine verstärkte Resonanz und Akzeptanz in der Öffentlichkeit.

Die archäologisch überlieferten Relikte sind meist unscheinbarer und weniger leicht einzuordnen hinsichtlich Funktion, Zeitstellung und Bedeutung. Gerade dies erhöht jedoch ihren Gefährdungsgrad beträchtlich. Die Anzahl der noch erhaltenen Kulturlandschaftselemente ist dabei mit jüngerer Datierung aufgrund der Überprägung der Landschaft zwangsläufig höher: Aus Mittelalter und Neuzeit sind uns die größten Mengen an Einzelobjekten überliefert, teilweise in einer beachtlichen lokalen Dichte. Die diesen Relikten innewohnende Aussage erschließt sich häufig gerade in ihrer vollständigen, großflächigen Erhaltung, aber auch einzelnen Elementen kann wichtiger Dokumentationscharakter zukommen.

Verschiedene neue Methoden und Ansätze, die zur Erforschung von Kulturlandschaften und deren einzelner Relikte bestens geeignet sind, haben sich in jüngster Zeit in der Archäologie etabliert.

Was einen völlig neuen Zugang zu diesem Thema eröffnet, ist zum einen der in Baden-Württemberg seit etwa zehn Jahren verfügbare Bestand an LiDAR-Daten, die insbesondere in den Regionen, in denen die Erfassung bislang schwierig war – vor allem in den Wäldern, die immerhin 40 Prozent der Landesfläche bedecken –, nunmehr ein ungeheures Potenzial beinhalten. Jetzt ist es möglich, beispielsweise ausgedehnte Terrassen, Wölbäcker, Bewässerungssysteme, Meilerplatten und Relikte des Montanwesens vom PC aus zu erkennen und zu bewerten. Aus diesem Grund wurde vor knapp 10 Jahren eine Stelle für die Auswertung von diesen Daten im Landesamt für Denkmalpflege geschaffen. Der Beitrag des zuständigen Diplom-Geografen Ralf Hesse wird daher den Auftakt der geplanten Reihe zu „Kulturdenkmalrelikten aus archäologischer Perspektive“ im nächsten Heft des Nachrichtenblattes bilden. Vor allem kann eine flächendeckende Vergleichbarkeit von Geländeformen geleistet werden. Somit können Ausdehnung und Erhaltungsgrad dieser Relikte, die in den Wäldern überwiegend (noch!) deutlich besser sind als in den landwirtschaftlich genutzten Flächen, erfasst und untereinander verglichen werden. Dadurch werden nicht nur regionale Besonderheiten erkennbar, sondern die Relikte können auch in ihrem überregionalen Aussagegewicht bewertet werden.

Die neu elaborierte Disziplin der Geoarchäologie an der Schnittstelle zwischen Geowissenschaften,



Biologie und Archäologie erweitert und verfeinert seit einigen Jahren ihren Methodenkanon und fokussiert sich speziell auf archäologische Fragestellungen. Dabei kann beispielsweise aus dem Bereich der Bodenkunde die Mikromorphologie Detailfragen nach Nutzungsart und Entstehung von Schichtabfolgen bei sogenannten *on-site-studies* klären helfen. Sehr wichtig für die Rekonstruktion von ehemaligen Kulturlandschaften sind allerdings auch die *off-site-studies*, welche die Rekonstruktion der Landschaftsgeschichte zum Ziel haben. Vor allem die Rolle menschlicher Aktivität bei der Prägung der Landschaft bildet dabei für unser Thema den Fokus: anthropogene Faktoren, die beispielsweise zu Erosion führen, können erschlossen werden, Pflughorizonte erkannt und verschiedene Vegetations- und Nutzungsformen rekonstruiert werden. Durch die Verfeinerung der Methoden und

6 Die Reste mittelalterlicher bzw. neuzeitlicher Kohlplätze liegen häufig direkt unter der heutigen Laubschicht (hier freigelegt) und zeichnen sich in Hanglage als Terrassen oder Podien ab.

7 Der künstliche Hangkanal „Berauer Wuhr“ führte ab dem frühen 12. Jahrhundert das Wasser zu dem Frauenkloster Berau.

8 In Fröhnd, Landkreis Lörrach, sind die talseitigen Wälle ehemaliger Hangkanäle noch gut erhalten.



die Entwicklung neuer Datierungsmethoden bieten sich hier auf diesem Feld vielfältige Möglichkeiten. Der im Landesamt für Denkmalpflege schon seit Langem tätige Geowissenschaftler Richard Vogt wird daher in einem der kommenden Hefte über seine Arbeit und bisherige Ergebnisse zur Thematik der Kulturlandschaftsrelikte berichten. Ein sinnvoller Ansatz wäre, bei schlecht oder nur noch in Ausschnitten erhaltenen Relikten durch gezielte Untersuchungen die archäologische und naturwissenschaftliche Aussagekraft der Objekte zu ermitteln, um mit quantitativen und qualitativen Argumenten dann ausgewählte Elemente oder Landschaften besser schützen zu können. Dabei muss auf den bisherigen Methodenkanon hinsichtlich archäologischer Prospektionsmethoden

und naturwissenschaftlicher Untersuchungen ebenso zurückgegriffen werden, wie das neue Potenzial ausgeschöpft und weiterentwickelt werden sollte.

Um das Bewusstsein um die Wertigkeit von Kulturlandschaftsrelikten für das Verständnis der einstigen Lebensrealität zu schärfen und um Interesse an dieser Art der Quellen- und Denkmalgattung zu wecken, soll in einer losen Anordnung in den folgenden Heften des Nachrichtenblattes auf verschiedene Kulturlandschaftsrelikte eingegangen und dabei spannende erhaltene Ensembles, innovative Herangehensweisen oder interessante Ergebnisse zu diesem Themenbereich vorgestellt werden. Da es sich überwiegend um Objekte des Mittelalters und der Neuzeit handelt, bleibt stets

9 Altwege gehören zu den augenfälligsten Relikten der historischen Kulturlandschaft. Auf der Trasse dieses alten Albaufstiegs bei Gosbach sind noch die Fahrrollen abzulesen.



10 Die Gemarkungsgrenze zwischen Tunau und Schönau wird auf über zwei Kilometern durch eine Mauer aus Lesesteinen gebildet. An manchen Stellen ist noch ein begleitender Graben vorhanden.





11 Verschiedene Hohlwegebündel um den Ort Königsbronn sind noch gut im Gelände sichtbar.

ein Blick auf die zur Verfügung stehenden Schrift- und Bildquellen sowie kartografischen Werke erforderlich. Auch wenn es sich nur um Mosaiksteine handelt, kann allein deren Zusammenschau einen Blick auf die ehemalige Gesamtheit erlauben. Erhalt und Rekonstruktion dieser Gesamtheit dürfte sowohl in funktionaler als auch in physiognomisch-ästhetischer Hinsicht im Sinne des heimatgeschichtlichen, wenn nicht allgemein wissenschaftlichen Wertes als erstrebenswert gelten.

Literatur

Heinz Strobl e. a., Denkmalschutzgesetz für Baden-Württemberg: Kommentar und Vorschriftensammlung, 4. Aufl., Stuttgart 2019.

Kristin Ismail-Meyer und Phillippe Rentzel: Geoarchäologie und Mikromorphologie: Auf Spurensuche in archäologischen Schichten. In: Mitteilung der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 75, 2018, S. 178–197.

Till Kemper: Der Schutz historischer Kulturlandschaften nach deutschem Recht im Lichte der Europäischen Landschaftskonvention. Rechtliche Möglichkeiten des passiven Schutzes gemessen an den Anforderungen des Denkmalschutzes, Dissertation Tübingen 2015. doi: 10.15496/publikationen-7971

Thomas Gunzelmann: Denkmalpflege und Kulturlandschaft – Versuch einer Bilanz. In: Unterwegs in Zwischenräumen. Stadt – Garten – Denkmalpflege. Denkmalpflege in Bremen 9, hg. v. Georg Salecki, Bremen 2012, S. 121–131.

Barbara Wunsch: Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege. Jahrestagung 2009 des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V. kunsttexte.de, 1, 2010. doi: 10.18452/7139.

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Denkmalpflege und historische



Kulturlandschaft. In: Denkmalschutz 52, 2007, S. 307–309.

Volkmar Eidloth und Michael Goer: Historische Kulturlandschaftselemente als Schutzgut, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 25/2, 1996, S. 148–157.

Franz Höchtl et al.: Erhaltung historischer Terrassenweinberge – Ein Leitfaden, Freiburg 2011.

Wolfgang Seidenspinner und Alois Schneider: Anthropogene Geländeformen. Zwei Beispiele einer noch wenig beachteten Denkmälergruppe, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 18/4, 1989, S. 190–181.

Aline Kottmann
Andreas Haasis-Berner
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen und Freiburg

12 Der Galgen der ehemaligen Herrschaft Triberg besteht aus zwei Pfeilern aus Sandstein. Er steht östlich von Schönwald an der K 5728 in über 1000 m Höhe. Rund um den Galgen ist mit Bestattungen der Hingetöteten zu rechnen.



Die Töpfe der Räderbauer

Start des Auswertungsprojekts zur jungsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlung Olzreute-Enzisholz

Die Feuchtbodensiedlungen des frühen 3. Jahrtausends v. Chr. in Oberschwaben sind durch die Ausbreitung von Innovationen und wirtschaftliche Vernetzung geprägt. Belege zunehmender Mobilität sind ganze Serien hölzerner Radfunde sowie die allgemeine Kurzlebigkeit der Siedlungen, die selten länger als zehn Jahre an einem Ort bestanden.

Handgemachte Keramikgefäße der jungsteinzeitlichen Siedler spielen in dieser Diskussion eine wichtige Rolle, da sie Lernprozesse und Traditionen widerspiegeln. Durch die Untersuchung neuer Gefäßfunde aus der Siedlung Olzreute-Enzisholz lassen sich vielfältige soziale Prozesse nachweisen. Diese umfassen die Mobilität von Menschen zwischen Nachbarregionen, die Übernahme fremder Töpfertraditionen sowie den Gefäßtausch.

Philipp Gleich

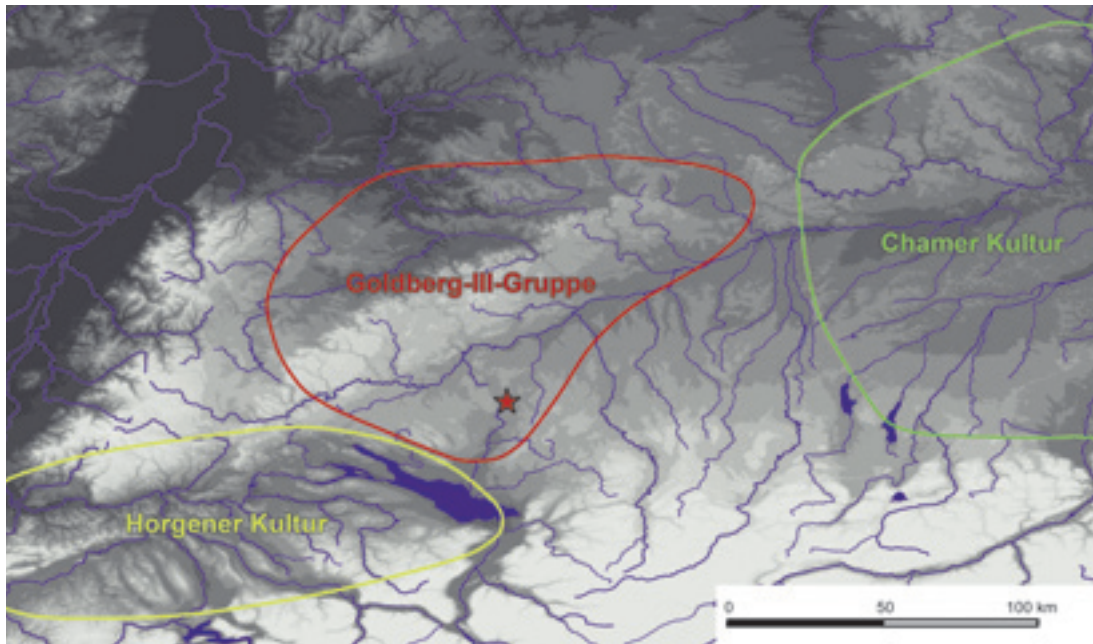
Olzreute-Enzisholz – Ein Forschungsschwerpunkt der Denkmalpflege

In einem Moorgebiet etwa drei Kilometer südöstlich von Bad Schussenried liegt am Rande eines ehemaligen, heute verlandeten Sees die jungsteinzeitliche Pfahlbaufundstelle Olzreute-Enzisholz (circa 2900 bis 2800 v. Chr.). Seit ihrer Wiederentdeckung im Jahr 2004 wurden an der Siedlungsstelle wiederholt Sondagegrabungen und geophysikalische Prospektionen durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart durchgeführt. Bekannt ist der Fundplatz für exzellent erhaltene organische Funde, darunter hölzerne Baustrukturen und Geräte, sowie eine Serie der ältesten hölzernen Scheibenräder der Welt. 2014 und 2015 gelang durch Georadarmessungen die Entdeckung von wohl mindestens zwei Straßendörfern, die eine mehrphasige Besiedlung andeuten. Seit 2011 gehört Olzreute-Enzisholz zum UNESCO-Weltkulturerbe „Prähistorische Pfahlbauten rund um die Alpen“. Zuletzt konnten 2016 während der Großen Landesausstellung „4000 Jahre Pfahlbauten“ laufende Ausgrabungen in Olzreute besichtigt werden. Rund 7500 interessierte Besucher kamen nach Olzreute. Im Rahmen eines Auswertungsprojekts des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg werden nun archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen zu Befunden und Funden der Ausgrabungen in Olzreute durchgeführt.

Die Keramikgefäße werden in einer Dissertation an der Universität Basel untersucht.

Keramikgefäße als „kulturelle Leitfossilien“ der Jungsteinzeitforschung

Keramikgefäßen wird in der Jungsteinzeitforschung große Bedeutung zugemessen, da sie besonders bei Siedlungsgrabungen in großen Mengen auftreten und in ihrer Gestaltung einem relativ schnellen zeitlichen Wandel unterliegen. Meist wird davon ausgegangen, dass die Keramik von den Bewohnern einer Siedlung an Ort und Stelle selbst hergestellt worden ist. Bei einer stilistisch ähnlichen Keramikgestaltung werden Fundplätze zu „Kulturgruppen“ zusammengeschlossen, die dann nach einem bedeutenden Fundplatz benannt werden, so etwa die „Goldberg-III-Gruppe“ (benannt nach dem Goldberg im Nördlinger Ries), der auch Olzreute-Enzisholz zugewiesen wird (Abb. 1). Über die Bedeutung und Interpretation solcher Gruppen mit ähnlicher Keramikgestaltung besteht Uneinigkeit in der Forschung. Einigen Forschern gelten sie einzig als raumzeitliche Ordnungseinheiten der Wissenschaft, andere Vorschläge reichen von Kommunikations-, Austausch- und Heiratsnetzwerken bis hin zu Ethnien und Stämmen. Die Keramik aus Olzreute und weiteren zeitgleichen Fundstellen in Oberschwaben und den angrenzenden Gebieten bietet das Potenzial, neue Ansätze zu dieser Frage zu erarbeiten.



1 Olzreute-Enzisholz (roter Stern), die Goldberg-III-Gruppe und benachbarte Kulturgruppen, die durch die archäologische Forschung definiert worden sind.

Von der Scherbe zum Topf – Auffindung und Restaurierung

Insgesamt wurden in Olzreute-Enzisholz 93 qm der Siedlungsfläche aufgedeckt, jedoch nur stellenweise das gesamte Kulturschichtpaket bis auf die anstehende Seekreide abgetragen. Dabei wurden circa 8200 Einzelscherben mit einem Gesamtgewicht von etwa 58 kg geborgen. Durch Auslegen der Scherben und die systematische Suche nach Anpassungen (Abb. 2) ist es gelungen, ganze Gefäße zu rekonstruieren (Abb. 3). Anpassende Scherben

wurden mit dem Kunstharz „Paraloid B72“ zusammengeklebt. Verbindungen mit diesem Klebstoff schonen die sensiblen Bruchflächen der Scherben und sind reversibel. Nach der Zusammensetzung wurden die Gefäße zeichnerisch dokumentiert (Abb. 4). Dieses klassische, händische Verfahren ist in der Archäologie noch immer unverzichtbar, da es nicht nur die Dokumentation, sondern auch die plastische Rekonstruktion der oft nur fragmentarisch erhaltenen Gefäße erlaubt (Abb. 5). Die Olzreuter Scherben lassen sich rund 300 Gefäßen zuweisen, teils weil sie direkt aneinander-

2 Suche nach anpassenden Scherben im Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Dienstsitz Hemmenhofen.



3 Topf (a) und Schüssel (b) in Fotografie, teilweise zeichnerisch ergänzt.



passen, teils aufgrund ihrer Machart und ihres Stils. Eine Kartierung der Anpassungen und Zuweisungen (Abb. 6) zeigt, dass zusammengehörige Scherben in der Regel auf engem Raum in benachbarten Quadratmetern liegen. Dies kann bedeuten, dass die meisten Gefäße entweder am Ort des Zerbrechens liegen geblieben sind oder auf räumlich begrenzten Abfallhäufen entsorgt wurden. Anpassungen zwischen verschiedenen Grabungsschnitten treten vereinzelt auf. Sie können im Einzelfall Strecken von bis zu 7 m überspannen und sprechen für enge Zusammenhänge zwischen verschiedenen Grabungsschnitten.

Wenig, aber aufschlussreich – Fundmengen und ihre Aussagekraft

Die Fundmenge an Keramikgefäßen im Verhältnis zum ausgegrabenen Schichtvolumen ist in Olzreute wie auch in zeitgleichen Siedlungen der so genannten „Goldberg-III-Gruppe“ in Oberschwaben deutlich geringer als in den älteren jungneolithischen Siedlungen der „Schussenrieder Kultur“ oder „Pfyn-Altheimer Gruppe“. Vermutlich wurden die Siedlungen des frühen 3. Jahrtausends v. Chr. beim Verlassen geräumt und sämtliche funktionstüchtigen Gegenstände mitgenommen, darunter auch die großen, schweren Kochtöpfe mit Gewichten von etwa 10 kg. Ein Mitnehmen des Hausstandes erscheint rational, da die meisten

Siedlungen zu dieser Zeit im Rhythmus von etwa zehn Jahren aufgegeben und verlagert wurden und Räderfahrzeuge den Transport schwerer Objekte erlaubten.

Aufschlussreich ist ein Vergleich mit der Siedlung von Seekirch-Achwiesen im nördlichen Federseeried, welche anhand der Gefäßkeramik in einen ähnlichen Zeitraum verortet werden kann wie Olzreute. Im Gegensatz zu Olzreute, wo Brandspuren an den Gebäuderesten weitgehend fehlen, konnte in den Achwiesen bei Sondagen des Landesamtes für Denkmalpflege 1989/90 eine ausgeprägte Brandschicht festgestellt werden. Wahrscheinlich war es den Siedlern in einer Brandsituation nicht mehr möglich, ihre Keramikgefäße aus den Flammen zu bergen. Entsprechend hoch war dort das keramische Fundaufkommen: In einem Grabungsschnitt von 12 qm Fläche kamen allein über 50 kg Keramik zutage, darunter mehr vollständige Gefäße als in Olzreute insgesamt! Diese Beobachtung unterstreicht, dass es sich bei den Keramikfunden von Olzreute wohl vorwiegend um die unbrauchbar gewordenen Abfälle der Siedler handelt, welche sich beim wiederholten Aufsuchen des Siedlungsplatzes angesammelt haben. Lediglich vereinzelt konnten Gefäße weitgehend zusammengesetzt werden (Abb. 3).

Herstellung und Gebrauch der Gefäße

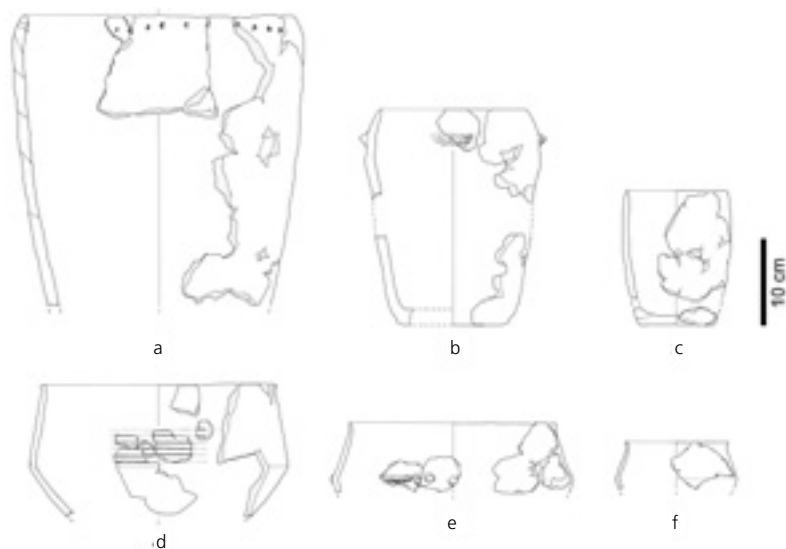
Die Tongefäße wurden aus der freien Hand im Wulsttaufbau gefertigt. Auf eine runde Bodenplatte aus einem Tonklumpen wurden je nach Gefäßgröße 1 bis 3 cm starke Tonwülste aufgesetzt und miteinander verknüpft.

Formal sind Töpfe (Abb. 5, a–c) und Schüsseln (Abb. 5, d–f) zu unterscheiden. Töpfe sind meist größer, dickwandiger und deutlich gröber gearbeitet als Schüsseln, die oft als kleine, zierliche Formen vorliegen.

Die Oberflächen der Töpfe zeigen fleckige beige-braune bis rötliche Farbtöne, jene der Schüsseln sind meist homogen dunkelgrau oder dunkelbraun gefärbt. Dies deutet darauf hin, dass die jungsteinzeitlichen Töpferinnen oder Töpfer unterschiedliche Herstellungs- und Brennverfahren beherrschten, die je nach praktischen und ästhetischen Anforderungen für die Herstellung Grob- oder feinkeramischer Gefäße geeignet waren.

Durch anhaftende verkohlte Speisereste sowie Brandspuren geben sich große wie auch kleinere Töpfe in den meisten Fällen als Kochgefäße zu erkennen, die direkter Hitze einwirkung im Feuer ausgesetzt waren. Hingegen sind solche Spuren an Schüsseln selten.

Die Außenoberflächen der Töpfe sind meist rau und wurden lediglich mit den Fingern oder mit einem Lappen verstrichen (Abb. 3, a). Schüsseln wur-



den hingegen mithilfe von Werkzeugen geglättet oder sogar auf Glanz poliert (Abb. 3, b). Die Ränder der Schüsseln zeigen oft eine besondere Bearbeitung wie etwa dünn ausgezogene oder sorgfältig abgestrichene Randabschlüsse.

Diese Maßnahmen zeigen an, dass die Schüsseln in der Regel für einen direkten Kontakt mit Händen und Lippen vorgesehen waren, vermutlich dienten sie dem Verzehr von Nahrungsmitteln, Getränken oder anderen Sonderzwecken. Da es sich nur bei etwa 10 bis 15 Prozent der Gefäße um Schüsseln handelt, bestand das Speiseservice wohl nicht ausschließlich aus Keramik. Zu diesem Zweck nutzte man wahrscheinlich zusätzlich Holzgefäße, die jedoch trotz guter Bedingungen in Olzreute nur selten aufgefunden wurden. Wie auch die Keramikgefäße gehörten Holzgefäße sicherlich zum mobilen Gut der Siedler.

Überraschende stilistische Vielfalt

Erstaunlich ist die formale und technologische Vielfalt der Keramikgefäße. Grobe, steilwandige Töpfe mit Lochrändern (Abb. 5, a) finden exakte Parallelen in Siedlungen der zeitgleichen „Horgener Kultur“ am Bodensee und am Zürichsee (Abb. 1), die in der Archäologie für sehr grobe Topfware bekannt ist. Die Mehrzahl der Olzreuter Töpfe setzt sich davon jedoch durch dünnere Wandungen und sorgfältiger verstrichene Oberflächen ab. Schultertöpfe (Abb. 3, a) und Knickwandschüsseln (Abb. 5, d–f) finden gute Vergleiche in der „Chamer Kultur“ in Bayern (Abb. 1) sowie in den weiter entfernten Gebieten Nordbayerns und Südhessens.

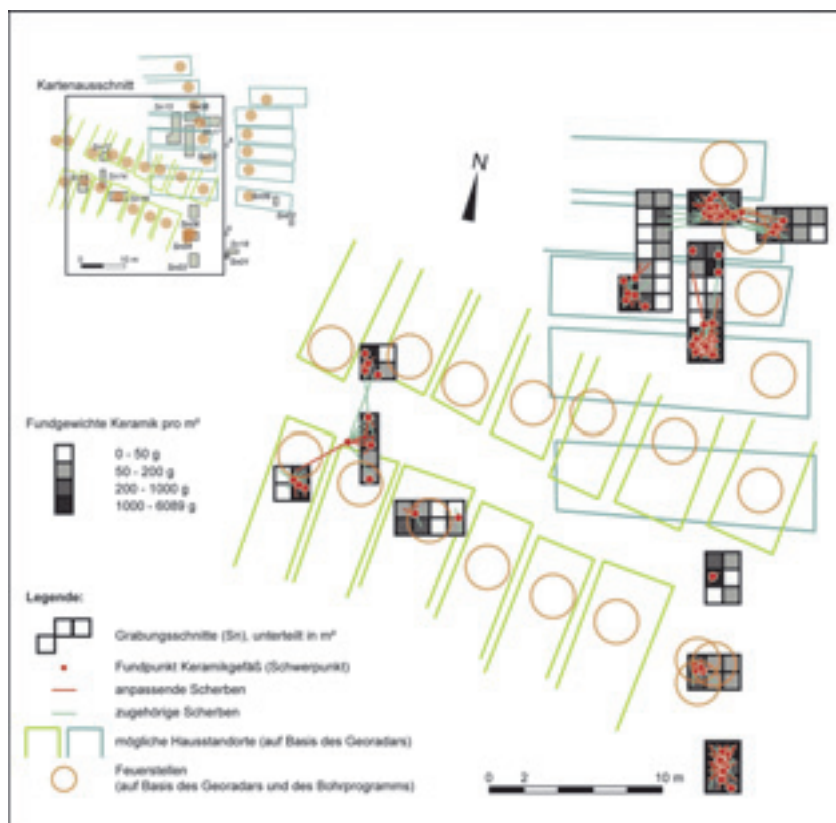
Im Gegensatz zu diesen Regionen wurden Verzierungen bis auf einige Griffleisten (Abb. 5, b), kleine Linsenknubben (Abb. 5, e) und seltene Ritzverzierungen (Abb. 5, d) in Olzreute jedoch zurückhaltend eingesetzt. Insbesondere die Abrollrauhung,

eine eigentlich typische Oberflächenbehandlung der „Goldberg-III-Gruppe“, konnte lediglich an vier kleinen Scherbchen festgestellt werden, die wohl höchstens zu zwei Gefäßen gehören. Eine größere Scherbe (Abb. 7) zeigt Gruppen von Abdruckbahnen einer gedrehten Faserschnur und lässt damit das Zustandekommen derartiger Oberflächen erkennen: Ein stabförmiger Gegenstand wurde mit einer Schnur umwickelt und mit der Hand vor dem Brand über die noch weiche Außenwandung des Gefäßes gerollt. Besser erhaltene Gefäße aus oberschwäbischen Vergleichssiedlungen zeigen, dass diese Rauung in der Regel auf den unteren Gefäßteil von Töpfen beschränkt blieb.

4 Zeichnerische Dokumentationsarbeiten mit Bleistift und Tusche.

5 Fundzeichnungen von Töpfen (a–c) und Schüsseln (d–f).

6 Olzreute-Enzisholz. Fundstelle mit Eintragung der Grabungsschnitte, wahrscheinlicher Gebäudestandorte sowie der Fundorte von Keramikgefäßen.



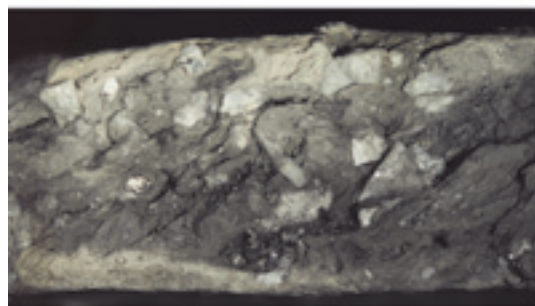
7 Durch Abrollung einer gedrehten Faserschnur aufgeraute Scherbe.

Durch diese Art der Oberflächenbehandlung konnten die Griffigkeit und Wärmeaufnahmefähigkeit der Gefäße verbessert werden und darüber hinaus das gewünschte ästhetische Erscheinungsbild erzielt werden.

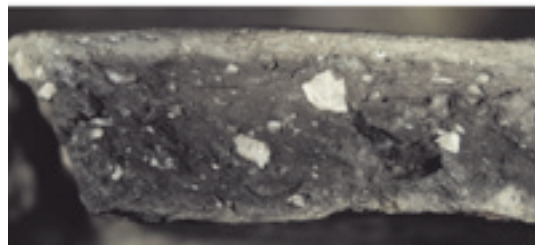
Hinweise auf Gefäßtausch

Um der Frage nachzugehen, ob sich unter den Gefäßen Importstücke befinden, wurden die Bruchflächen mikroskopisch untersucht. Von besonderem Interesse sind dabei die „Magerungsmittel“, also mineralische Zusätze, welche dem Ton vor dem Gefäßaufbau zur Erhöhung der Formstabilität beigegeben wurden.

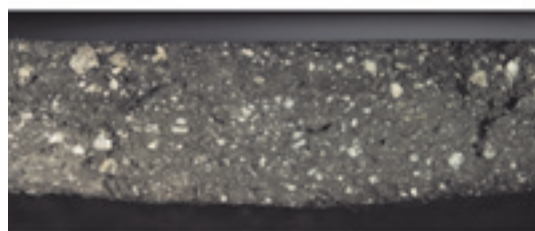
Die festgestellte Auswahl der Magerungsmittel erscheint im Gegensatz zur Formenvielfalt der Gefäße relativ einheitlich. Fast sämtliche Gefäße sind mit Quarzit- und Glimmersteinchen gemagert,



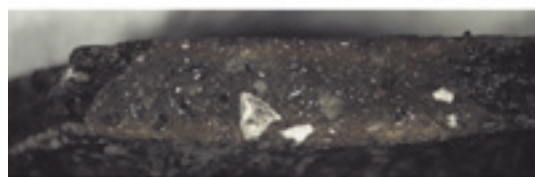
a Grobe Granitmagerung (vgl. Abb. 5,a)



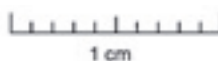
b Mittlere Granitmagerung (vgl. Abb. 5,c)



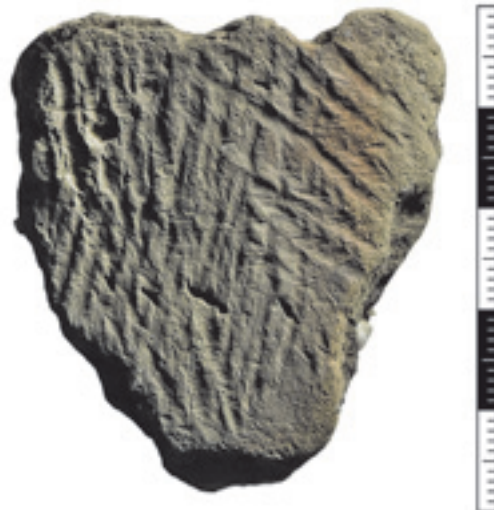
c Feine Granitmagerung (vgl. Abb. 5,d)



d Feine Kalkstein- und Bohnerzmagerung (vgl. Abb. 5,f)



8 Verschiedene Magerungsintensitäten und -mittel an Bruchflächen. Für die Gefäßformen vgl. Abb. 5.



welche durch das Zerstoßen von Granitbrocken gewonnen wurden (Abb. 8, a–c). Diese Mineralien konnten auf den Moränenböden Oberschwabens in großer Zahl aufgelesen werden und stellen auch in weiteren oberschwäbischen Siedlungen der „Goldberg-III-Gruppe“ das bevorzugte Magerungsmittel dar. Die große Mehrzahl der Gefäße wurde wahrscheinlich vor Ort oder in der Region hergestellt. Von dieser Grundmasse heben sich circa 3 bis 4 Prozent der Gefäße ab, die mit zerstoßenen Kalk- und/oder Bohnerzbrocken gemagert sind (Abb. 8, d u. Abb. 9). Da diese Mineralien im Untergrund des Oberschwäbischen Hügellandes fremd sind, dürfte es sich hier um importierte Gefäße handeln. Eine derartige „Fremdmagerung“ findet sich vor allem an Schüsseln und kleinen Töpfen, also an leichten, gut transportierbaren Gefäßen. Als nächstgelegenes Herkunftsgebiet kommt etwa der Bereich der Schwäbischen Alb in Frage.

Töpferei in mobilen Gesellschaften der ausgehenden Jungsteinzeit

Insgesamt vermittelt die Keramik aus Olzreute-Enzisholz einen vielfältigen Charakter. Bei der Herstellung eines Gefäßes konnten offenbar relativ frei technologische und stilistische Entscheidungen kombiniert werden. Dominante „Leitfossilien“ sind kaum zu benennen. Vielmehr scheinen in Olzreute verschiedene Techniken und Verzierungen, die schwerpunktmäßig aus dem benachbarten Donau- und Bodenseeraum bekannt sind, aufgegriffen und zu eigenwilligen Kompositionen verarbeitet worden zu sein. Ein Beispiel für dieses Verhalten ist ein großes Topfgefäß (Abb. 3,a). Es besitzt die für den Donaauraum typische Schulterbildung, ist jedoch bis auf einfache Randlöcher unverziert und zeigt eine grobe Töpfertechnologie mit dicker Wandung, breiten Tonwülsten und grober Granitmagerung, wie sie aus zeitgleichen Siedlungen am Bodensee bekannt ist.

Dieses Bild hat mit homogenen, räumlich abgeschlossenen „Kulturgruppen“ (wie an Abb. 1 dargestellt) wenig zu tun, sondern wirft ein Licht auf dynamische soziale Vorgänge, welche sich auf die oberschwäbische Töpferei im frühen 3. Jahrtausend v. Chr. ausgewirkt haben: hohe Mobilität töpfernder Personen und Personengruppen in einem System kurzlebiger Siedlungen, Umzüge ganzer Haushalte mitsamt ihres keramischen Inventars, die gegenseitige Inspiration unterschiedlicher Töpfereitraditionen in derselben Siedlung sowie der Austausch einzelner Gefäße mit Nachbarregionen. Weitere Aufschlüsse zum Ablauf derartiger Prozesse wird eine detailliertere Gegenüberstellung mit Gefäßen aus zeitgleichen Siedlungen Oberschwabens und der Nachbarregionen erbringen.

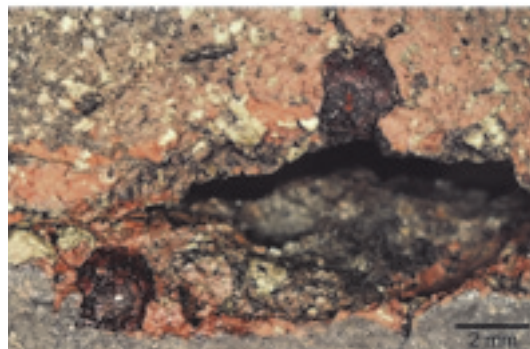
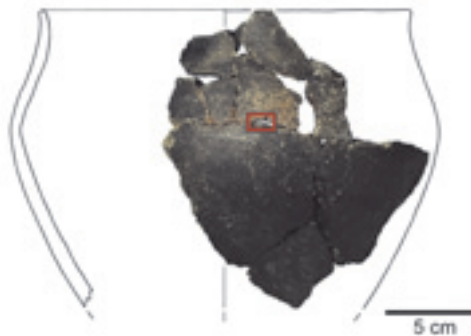
Weiteres Erkenntnispotenzial durch interdisziplinäre Forschung im Rahmen des Auswertungsprojekts

Am Beispiel Olzreute wird deutlich, dass durch Keramikanalysen wichtige Erkenntnisse zum Alltagsleben der prähistorischen Menschen in ihren Siedlungen, zu Mobilität und überregionaler Vernetzung erzielt werden können. Dazu ist eine minutiöse Dokumentationsarbeit notwendig, die bereits während der Ausgrabung mit der sorgfältigen Bergung und Beschriftung der Scherben beginnt und in den Fachstellen des Landesamtes für Denkmalpflege und an der Universität Basel ihre Fortsetzung bis zur wissenschaftlichen Analyse und Publikation findet.

Ein großes Erkenntnispotenzial liegt nun in der engen Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Nachbardisziplinen, die derzeit durch das Auswertungsprojekt am Dienstsitz des Landesamtes für Denkmalpflege in Hemmenhofen erfolgt. So ist die Dendrochronologie in der Lage, die zeitliche Dimension der besiedlungsgeschichtlichen Abläufe in Olzreute zu erfassen, wodurch in Zukunft eventuell auch feine zeitliche Entwicklungen der Töpfereitradition erkennbar werden. Durch Archäobotanik und Archäozoologie werden die Wirtschafts- und Ernährungsgrundlagen der Siedlungsbewohner erforscht, die für ein Verständnis der Funktionen der Keramikgefäße unabdingbar sind. Diese interdisziplinäre Forschungspraxis verleiht den Keramikgefäßen aus den Seen und Mooren Südwestdeutschlands ihre besondere wissenschaftliche Bedeutung.

Literatur

Claus Wolf, Renate Ebersbach, Oliver Nelle, Wolfgang Hohl, Helmut Schlichtherle und Sabine Hagmann: Archäologische Untersuchungen im Olzreuter Ried – Ein



9 Magerung aus Bohnerz und zerstoßener Keramik an einem Schüsselgefäß.

Publikumsmagnet, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, S. 79–83.

Helmut Schlichtherle und Harald von der Osten-Woldenburg: Zwei endneolithische Straßendörfer im Olzreuter Ried: Georadar, Pegelmessung, neue Funde zu Rad und Wagen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, S. 94–97.

Helmut Schlichtherle: Als die ersten Räder rollten... Räder der Jungsteinzeit aus dem Olzreuter Ried bei Bad Schussenried, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 39/3, 2010, S. 140–144.

Niels Bleicher: Altes Holz in neuem Licht. Archäologische und dendrochronologische Untersuchungen an spätneolithischen Feuchtbodensiedlungen Oberschwabens. Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 83. Berichte zu Ufer- und Moorsiedlungen Südwestdeutschlands, Bd. V, Stuttgart 2009.

Helmut Schlichtherle: Die Goldberg III Gruppe in Oberschwaben, in: Aktuelles zu Horgen – Cham – Goldberg III – Schnurkeramik in Süddeutschland. Rundgespräch Hemmenhofen 26. 06. 1998, Hemmenhofener Skripte, Bd. 1, hg. v. Helmut Schlichtherle und Michael Strobel, Freiburg i. Br. 1999, S. 35–48.

Angela Bonenberger: Seekirch-Achwiesen, eine endneolithische Siedlung im Federseeried, Gemeinde Seekirch, Kreis Biberach, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1990, S. 48–53.

Philipp Gleich M. A.

Fachbereich Ur- und Frühgeschichtliche und Provinzialrömische Archäologie

Universität Basel

Petersgraben 51

CH-4051 Basel



„Unterkühlt und gekonnt“ Das Technoseum und das SWR-Studiogebäude in Mannheim

Der „weiße Riese“ am östlichen Stadteingang Mannheims ist nicht nur ein Signalbau mit städtebaulicher Strahlkraft, sondern gehört wie Sterlings Staatsgalerie zu den großen Museumsarchitekturen des Landes. Die Berliner Architektin Ingeborg Kuhler, deren Entwurf 1983 Konkurrenten wie Günter Behnisch und Gustav Peichl austach, setzte Funktion und Inhalt sinnstiftend ins Bild: Die ältesten Formen der Mechanik, „Keil und Hammer, schiefe Ebene und Hebelarm“ (Kuhler), die am Anfang der technischen Entwicklung stehen und den Ausgangspunkt der musealen Präsentation bilden, sind auch die zentralen Motive der architektonischen Gestaltung. Das SWR-Gebäude bildet mit dynamisch gebogenen Hochbauten und dem aufgeständerten „Studiokasten“, gekennzeichnet durch Fenster in Form eines Funksignals, einen lebhaften Kontrapunkt. Im Januar 2020 wurden das Landesmuseum für Technik und Arbeit, heute Technoseum, einschließlich seines Parks und das Studiogebäude des SWR in das Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmale aufgenommen.

Melanie Mertens

Planungs- und Baugeschichte

Seit Mitte der 1970er Jahre plante das Land ein Museum, das „die Entwicklung von Technik und Arbeit und der Lebensverhältnisse im deutschen Südwesten von Beginn der Industrialisierung an“ aufzeigen sollte. Mannheim erhielt 1980 den Standortzuschlag – für das avisierte Programm war die historische Arbeiter- und Industriestadt im Nordwesten Badens prädestiniert. Der Bauplatz am Ende der A 656, die in die Ost-West-Achse des Stadtgrundrisses übergeht, lag verkehrsgünstig und war als Besucherziel durch den Maimarkt bei der Bevölkerung eingeführt. Exponate bzw. eine Sammlung existierten noch nicht, dagegen Vorstellungen zu Größe und Konzept („Das arbeitende Museum“). Kurzfristig ergänzt wurde das Bauvorhaben durch ein Studiogebäude für den Süddeutschen Rundfunk (SDR, später SWR). Aus dem 1982 bundesweit ausgelobten Wettbewerb ging zur allgemeinen Überraschung das Projekt der Berliner Architektin Ingeborg Kuhler als Sieger hervor. Der vergleichsweise jungen und unerfahrenen Professorin unterlagen prominente Konkurrenten wie Gustav Peichl und Günter Behnisch. Die Planung dauerte bis 1985 an, die bauliche Realisierung erfolgte 1986 bis 1990 (Abb. 1; 2). Das Rundfunkstudio konnte 1988 in Betrieb genommen werden. Der Museumsbau wurde

dem Landesmuseum im Sommer 1990 zur Einrichtung und Ausstattung mit den Exponaten übergeben.

Keil und schiefe Ebene

Im Unterschied zu den anderen Wettbewerbsentwürfen wählte die Architektin keinen niedrigen Bau, der sich in die Fläche entwickelt, sondern einen langgestreckten Hochbau, der an der Nordseite einer ausgedehnten Grünanlage Raum ließ. Die Kubatur folgt der Form eines schlanken, hohen Keils mit aufsteigender Dachfläche; gegenläufige Rampenbauten prägen vor allem die Südseite zur Wilhelm-Varnholt-Allee. Pate standen laut Architektin zwei Urbilder der Mechanik: Keil und schiefe Ebene, die sowohl die Großform wie auch das Funktionsprinzip des Museums bestimmen (Abb. 3). Der gestreckte Museumsbau ist in vier Abschnitte untergliedert: Im Westen, auf die Stadt gerichtet, der hoch aufragende Kopfbau mit Eingangshalle, Bibliothek und Vortragssaal, östlich anschließend der Brückenbau als Verbindungsglied zum Ausstellungsbau, dann der Ausstellungsbau selbst und abschließend der blockhafte Produktionsbau mit Werkstätten, Montagehalle und Depot. Der Nord- und der Südseite des Ausstellungsbaus sind niedrigere, gestufte Atriumbauten vorgespannt, die die Ausstellungsfläche erweitern.



Alle Baukörper erstrahlen in Weiß, teils in Putz, teils durch weiß glasierte Blendziegel. Die Themen „Transparenz“ und „Bewegung“ bestimmen den Aufbau der Fassaden. Lange, schräg geführte Fensterbänder, vertikale Fensterketten, kleinteilige Fenstergruppen und flächengreifende Fensterfelder durchlichten nicht nur die innen liegenden Räume, sondern spiegeln deren Zweck und Form nach außen wider. Das bewegte Auf und Ab der Schrägen und Rampen der Südseite erinnert an industrielle Förderbänder, das Stahlfachwerk der frei tragenden Verbindungsbrücke zwischen Kopf- und Ausstellungsbau an den Eisenbahnbau (Abb. 4). Das Motiv kulminiert in der monumentalen Plastik des dampfspeienden „Maschinenmenschen“, die Verbildlichung einer Karikatur von 1884, die kraftvoll über die Schienen jagt (Abb. 5). Elemente wie der konkav einschwingende Brückenbau und die beiden pagodenähnlichen Dachaufbauten am Ostende setzen zusätzlich dynamische Akzente. Trotz der differenzierten Durchgliederung bleibt der Eindruck der beherrschenden Großform gewahrt.

Ausstellungskonzept und Innenstruktur

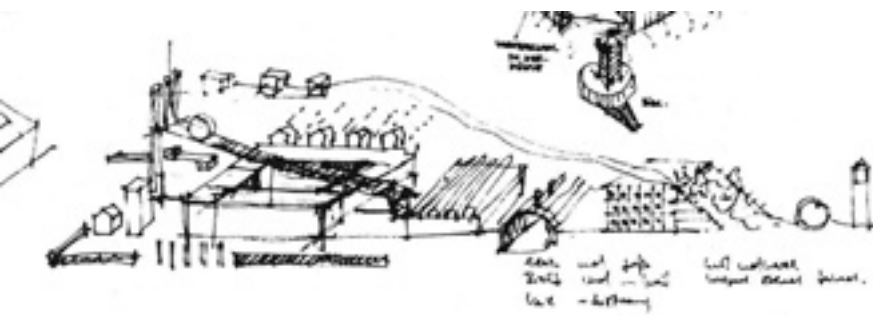
Aus der programmatischen Vorgabe des „arbeiten Museums“ entwickelte Kuhler eine dynamische Raum-Zeit-Spirale, entlang derer der Besucher die Technik-, Industrie- und Sozialgeschichte

durchwandert (Abb. 6). Sie prägt die architektonische Gestalt und die innere Struktur des Bauwerks. Ausgangspunkt ist die oberste Etage des Ausstellungsbaus, von der aus der Besucherpfad beginnend im 18. Jahrhundert über lange Rampen, Galerien und Brücken im Zick-Zack-Kurs etwa drei Kilometer geschossweise abwärts bis in die Gegenwart führt. Die sechs Ebenen und ihre Verbindungswege sind offen und bilden ein Raumkontinuum. Die Raumvolumina lassen die Installation großer Exponate und Maschinen zu, die einzelne Funktionen oder sogar ganze Produktionsabläufe demonstrieren (Abb. 7; 11). Durch- und Ausblicke auf übergeordnete oder darunter liegende Ebenen erlauben von der Zeitachse abweichende Querbezüge.

Auch die Innengestaltung wird in hohem Maße von einem ingenieurbau technischen Ansatz bestimmt. Leitgedanke war, die Konstruktion, wo immer möglich, sichtbar vorzuzeigen.

Da die schweren Exponate eine hohe Tragfähigkeit erfordern, basieren die Ausstellungstrakte und der Produktionsbau auf einer Stahlskelett-Verbund-Konstruktion, bei der die Stützen und Träger ausbetoniert sind (Ingenieurbüro Polonyi + Fink). Um die Konstruktion optisch herauszustellen, ist der Kammerbeton um 1 cm zurückgesetzt, sodass die freiliegenden Stahlstege der Doppel-T-Träger deutliche Schattenkanten erzeugen. Jedes konstruktive

1 Technoseum von der nördlichen Parkseite.



2 Museumsbau und Studio von der Südseite.

3 Ideenskizzen für das Wettbewerbsprojekt von Ingeborg Kuhler 1982.

Detail wurde in dieser Weise technisch und ästhetisch optimiert, so etwa die Verschraubung der offenen liegenden Trägeranschlüsse und Bodenplatten, die Knotenpunkte der frei hängenden Stahl-Trägerroste oder die diagonalen Aussteifungen in den eingeschossigen Vorbauten. Der nördliche Atriumbau thematisiert zudem das Potenzial historischer Architektur: Die diagonal angeschnittenen Kugelgewölbe verspringen perspektivisch und provozieren zusammen mit den abschüssigen und zur Seite kippenden Böden der Laufgänge Gedanken zu Statik und Bewegung (Abb. 10).

Detailausbildung und Farbkonzept

Eine betont technische Ästhetik kennzeichnet auch kleinere Konstruktionen wie Rampen, Treppen, Geländer und Türen. Charakteristisch für die gestalterische Durchdringung des Bauwerks ist die minutiöse Ausarbeitung von Details, wie etwa die kleine Fußkugel am Ansatz eines Treppenlaufs oder das breite Spektrum aufwendig gearbeiteter Türen. Zeitgenössische Türdrücker aus den Grundformen Zylinder, Kreisscheibe und Kreissegment konkurrieren mit Exemplaren nach historischen Modellen von Wilhelm Wagenfeld (1928), mit denen Kuhler erneut auf die frühe Moderne rekurriert.

Im Farbkonzept kommen spielerische und bildhafte Elemente zum Tragen. Das alles überstrahlende Weiß der Fassaden und Wände, der lackierten Stützen, Träger und Konstruktionselemente wird punktuell farblich aufgebrochen. Zentral platzierte Balkone, Fensterrahmen, Einfassungen und Sohlbänke zeigen sich zart hellblau. Die Waschräume sind nach dem farblichen System von Babykleidung hellrosa oder hellblau gekachelt, die Türen entsprechend gefasst. Quietschblaue Rohrstränge unter der Decke mischen die ernste Atmosphäre der Sitzungsräume im Verwaltungstrakt auf. Affinität zur Bauhaus-Moderne beweist Kuhler mit der Gestaltung der Karusselltüren im Farbkreis nach Itten (Abb. 9).

Das Studiogebäude des SWR

Das vergleichsweise kleine Studiogebäude an der Varnholt-Allee besitzt trotz des gleichen Material- und Farbkonzepts einen eigenen Charakter. Der markante Bau setzt sich aus frei aufgeständerten und gestapelten Baukörpern zusammen, die teils harmonisch, teils in verspielter Unordnung miteinander verschränkt sind (Abb. 10). Zwei schlanke gebogene Trakte, gestaffelt und sich mittig überschneidend, überspannen zwei wie eingeschoben wirkende flache Quaderbauten unterschiedlicher Größe. Wie beim Museumsbau sind die so entstandenen Terrassen und Dachflächen gärtnerisch gestaltet.

Die Baukörper prägen sehr unterschiedliche Fassaden aus. Auffällig ist die Plastizität der Gliederung der Bogentrakte. Die jeweils äußeren Fassaden zeigen tiefe Rasternischen, die mit weißen Würfeln gefüllt sind und nach unterschiedlichem Muster quadratische sowie rechteckige Fenster frei

lassen. Die Südfront des westlichen Bogenbaus besitzt tiefe, durchlaufende Loggien mit einer vollständigen Verglasung der zurückliegenden Wand-schicht. Der eingeschobene Quaderbau wird durch eine bildhafte Fensterfolge als Studiogebäude charakterisiert: Die schmalen, von der Mitte nach außen beidseitig aufsteigenden Fensterschlitze gleichen einem Funksignal.

Die Bogentrakte bergen entlang eines fensterseitigen Flurs einhüftig aufgereihte Büroräume; im tieferen, zweihüftig konzipierten Mittelteil sind zudem Treppenhaus, Aufzüge und Versorgungsräume untergebracht. Die konstruktiven Elemente der Baustruktur sind sichtbar, werden aber nicht technisch ästhetisiert, sondern elegant, mit stilistischen Rückgriffen auf die 1920er Jahre präsentiert.

Im Ganzen wirkt das Studiogebäude dynamischer, plastischer und dichter durchgliedert als der museale Hauptbau, ohne dabei die gemeinsame Gestaltungslinie zu verlassen.

Der Park

Die konzeptionelle Entscheidung, in die Höhe zu bauen, war von stadträumlichen und ökologischen Gesichtspunkten geleitet. Sie ermöglichte die Schaffung einer großen, von der Verkehrsachse der Varnholt-Allee akustisch und optisch abgeschotteten Entlastungs- und Grünfläche, die zum benachbarten Luisenpark überleitet. Die alten Schuttauuffüllungen des vormaligen Maimarktgeländes wurden abgetragen und die Oberflächen entsiegelt. Das gärtnerische Konzept von Jürgen D. Zilling mit organisch geformten Auenseen und schilfbestandenen Uferzonen (Abb. 12) nimmt auf den ursprünglichen Naturraum der nahen Neckarschlinge vor den anthropogenen Eingriffen Bezug. Kaskaden zwischen den unterschiedlichen Höhenniveaus dienen als biologische Klärstufe. Der Baumbestand im Osten und Süden des Grundstücks wurde übernommen.



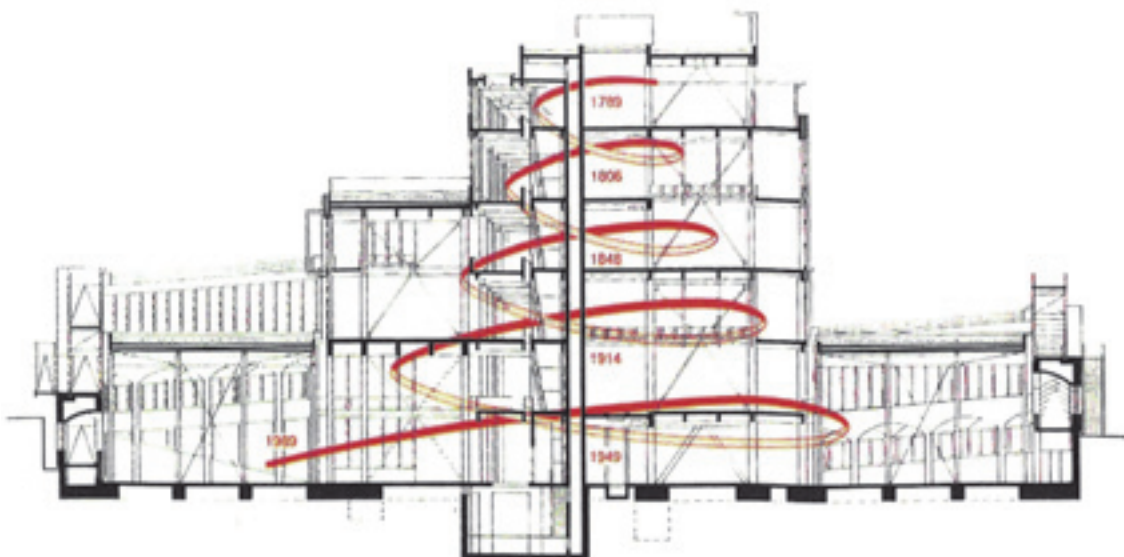
„Unterkühlt und gekonnt“ – die Rezeptionsgeschichte

Bereits den Entwurf Ingeborg Kuhlens wählte Gottfried Böhm 1985 für die exklusive Zusammenstellung der wichtigsten Museumsbauten in Deutschland aus Sicht des Bunds Deutscher Architekten. Anlässlich der Eröffnung des Studiogebäudes 1988 honorierte die Bauwelt den „kleinen Geniestreich“ Kuhlens als „Befreiungsschlag aus der unerfreulichen Alternative zwischen einer in Esoterik abgleitenden Neomodern[e ...] und einer in der Exotik endenden Postmodern[e]“ (Peter Rumpf). Bei Vollendung des Museums 1990 bescheinigten Architekturkritiker dem Bauwerk Courage, Intelligenz und Originalität. Anerkennung erfuhr vor allem die Rampe als Bewegungselement und die mit ihr „verbundene neue Zeiterfahrung, Ungleichzeitiges durch räumliche Verschränkung und szenische Vielfalt als gleichzeitig zu erleben“ (Gerhard Ullmann, „Unterkühlt und gekonnt“, db, 1991).

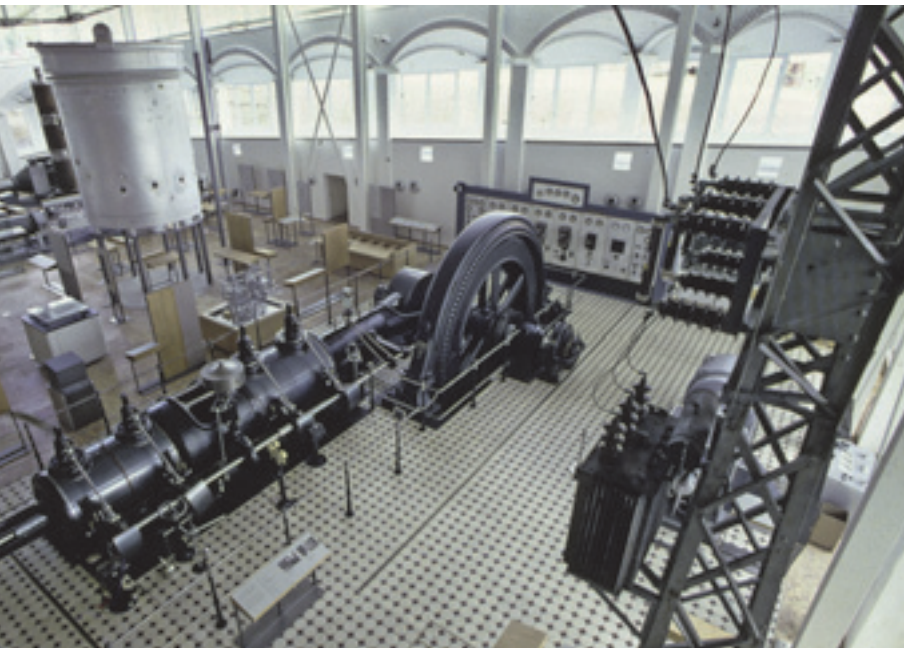


4 *Stahlfachwerk. Brücke zwischen Kopf- und Ausstellungsbau.*

5 *„Maschinenmensch“, dampfspeiende Plastik zwischen Stahlbrücke und Ausstellungsbau.*



6 *Längsschnitt mit „Raum-Zeit-Spirale“.*



7 Großexponate: Kolbenmaschine mit 80 000 kg Gewicht und Strommast von 8 m Höhe.

„Wer diese ausschwingende Bewegungsfolge absolviert hat, kann Richard Meiers Spielrampen im Frankfurter Kunstgewerbemuseum oder Alexander von Brancas Klosterparcour in der Münchner Pinakothek nur noch belächeln.“ (Michael Mönninger, FAZ, zitiert nach DBZ, 1991) Auch die Ästhetik gefiel. Das schneeweiße Gebäude wirke wie eine „architektonische Offenbarung – die Schaumgeborene inmitten von Erdengewürm“ (Amber Sayah, Bauwelt, 1990, mit einem Seitenhieb auf die Umgebung). Das Resümee: „Von allen Kunst- und Geschichtsbewahrstätten des letzten Jahrzehnts ist es das ungewöhnlichste, das couragierteste, auch das an Gedankenarbeit reichste. Es ist transparenter als Behnischs Postmuseum, raffinierter als Meiers Museum für Kunsthandwerk.

[...] ein bedeutender Beitrag zur Architektur der Gegenwart.“ (Manfred Sack, Die Zeit, 1990) „Obwohl ein Nachzügler, überflügelt es spielend die neo- und postmodernen Bauexperimente der jüngsten Museumsepoche.“ (Paulgerd Jesberg, DBZ, 1991)

1992 wurde das Haus als *European Museum of the Year* ausgezeichnet und erhielt den BDA-Preis des Bundes Deutscher Architekten Baden-Württemberg. Früh begann auch die kunstwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Bau (Thomas Schmid 1992). In die Architekturführer und Überblickswerke fand der Bau 1991 (Krewinkel/Schmitt), 1999 (Schenk), 2000 (Nerdinger/Tafel) und 2002 (Mannheim und seine Bauten). Die Wertschätzung klang nun weniger euphorisch als in den zeitgenössischen Texten, aber gefestigt im Urteil. „Ein anspruchsvoller Einzelbau, der seinesgleichen in der Museumslandschaft sucht.“ (Ingeborg Flagge, Deutsches Architekturmuseum Frankfurt).

In jüngster Zeit machte das Bauprojekt auch als frühes Erfolgsprodukt eines weiblich geprägten Architektenteams von sich reden (Ausstellung „Frau Architekt“, Deutsches Architekturmuseum Frankfurt). Der Sieg der im Jahr der Wettbewerbsentscheidung 1982 erst 38-jährigen Ingeborg Kuhler über 104 Konkurrenten hatte die männlich dominierte Zunft erschüttert. Eine Reportage des Spiegels 1988 bezeichnete sie als „Mackerfrau“ und stellte sie in eine Reihe mit Zaha Hadid, Itsuko Hasegawa und Gae Aulenti. Anders als viele andere Architektinnen hatte sie sich nicht auf vermeintlich „weibliche“ Aufgaben wie Kindergärten oder Innenarchitektur beschränkt. Sie stammte aus dem Krankenhausbau, einer der komplexesten Bauaufgaben, die der moderne Zweckbau bereithält.



8 Schief wie eine Marmelbahn! Laufgang mit Stutzkuppeln.

9 Farbakzente: Karusselltüren im Farbkreis des Bauhauses.





10 Dynamischer Schwung im Funkhaus! Studiogebäude des SDR, später SWR.

1984 wurde Kuhler an der Hochschule der Künste Berlin die erste Entwurfsprofessorin Westdeutschlands. Obwohl sie keine klassische Feministin war, verzeichnet die Liste ihrer Mitarbeiter mehr Frauen als Männer – und zwar in verantwortungsvollen Positionen.

spricht die Architektur eben nicht den Maßgaben der frühen Moderne, sondern unterläuft diese geradezu: Die Horizontale kippt zur Schräge, die variantenreichen Details widersprechen dem Grundsatz einer einfachen Gestaltung. Das heitere Farbkonzept und witzige Akzente wie die bunte

11 Im Spalier! Säulen aus Wasseraalfingen.

Einordnung

Formengeschichtlich besteht unleugbar eine Nähe zur „klassischen“ Moderne: Das strahlende Weiß, die Flachdächer mit Terrassen und Dachgärten, die rahmenlos in die Fassade geschnittenen Fensterbänder. Auch maritime Assoziationen werden bedient, manche erinnert der weiße gestreckte Gebäudezug mit dem kühn aufsteigenden Kopfbau an einen Ozeanriesen, der in Richtung Zentrum in See sticht. Im Wesentlichen ist es aber der ingenieurbautechnische Ansatz Le Corbusiers (*Vers une architecture*, 1923), der nicht nur den Charakter, sondern auch die Ästhetik des Bauwerks bis ins Detail bestimmt. Die Unterbringung eines komplexen, stadtähnlichen Organismus in einem vielschichtigen Hochbau lässt an die *Unité d'habitation* denken. Das Rampenmotiv und die Abfolge von quer liegenden „Produktionsbauten“ erinnern an Corbusiers *Abattoir Frigorifique de Challuy* von 1917 (Schmid, 1992, S. 126). Seine Vorliebe für Aufständerungen (Pilotis) spiegelt sich im Studiogebäude, die „brise soleil“ seiner Villa Shodhan in Ahmedabad in den Fassaden der Bogentrakte. Viele Parallelen, die zwischen Kuhler und Richard Meier gesehen werden, wie etwa das Weiß der Baukörper und das Motiv der Rampen, gehen letztlich auf das gemeinsame Vorbild Corbusier zurück. Trotz der nachvollziehbaren Bezüge beschränkt sich Kuhlers Architektur nicht auf eine intelligente Ausdeutung Corbusiers. In vielerlei Hinsicht ent-





12 Park mit Auensee und Uferschilf.

Karusselltür brechen die kühle Eleganz und bringen ironische Aspekte ein. Die zitathaften Arrangements der Stahlfachwerkbrücken, der Stutzkuppeln im „Klostergang“ und der Großplastik „Maschinenmensch“ tragen postmoderne Züge.

Baudenkmal

Der Museumsbau, das heutige Technoseum, der Park mit See und Baumbestand und das Studiogebäude des SWR bilden aufgrund ihres konzeptionellen und künstlerischen Zusammenhangs eine Sachgesamtheit. Diese ist aufgrund der hohen stadtbaukünstlerischen Qualität als Signalbau am Stadteingang Mannheims, wegen der außerordentlichen architektonischen Qualität als exemplarisches Zeugnis der 1980er Jahre und als individuelle, intelligente Lösung der Baugattung Museum aus künstlerischen Gründen ein Kulturdenkmal gemäß §2 Denkmalschutzgesetz. Wissenschaftliche Bedeutung kommt dem Bau wegen der im Museumsbau Deutschlands innovativen Raum-Zeit-Spirale und als früher Vertreter des „arbeitenden Museums“ mit Vorführpraxis zu. Stilgeschichtlich ist der Bau einer späten, zunehmend abstrakten Postmoderne zuzuordnen, die bereits dekonstruktivistische Züge zeigt. Für Mannheim, das auf eine lange Tradition als Industrie- und Arbeiterstadt zurückblickt, ist das Museum für Technik und Arbeit sowohl Ausdruck als auch Reflektion der eigenen Vergangenheit und damit von essenzieller heimatgeschichtlicher Bedeutung.

Literatur

„Das Auge wandert mit“: Die Architektin Ingeborg Kuhler, in: *Frau Architekt*. Tübingen 2017, S. 220–225.
Ingeborg Flagge: *Der Museumsbau der letzten Jahrzehnte*, 2010, <https://www.ingeborgflagge.de/start->

[seite.php?text=101220_1466493158.xml](https://www.ingeborgflagge.de/start-seite.php?text=101220_1466493158.xml) (Zugriff 13. 11. 2019).

Mannheim und seine Bauten 1907–2007. Hrsg. Stadtarchiv Mannheim et al, Bd. 3, Mannheim 2002, S. 134–137.

Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland, München et al 2000, S. 290–297.

Andreas Schenk: *Architekturführer Mannheim*, Berlin 1999, S. 144–145.

Winfried Nerdinger/Cornelius Tafel (Hrsg.): *Architekturführer Deutschland. 20. Jahrhundert*, Basel et al 1996, S. 392.

Thomas Schmid: *Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim*, Diss. Univ. Heidelberg 1992, Egelsbach et al 1992.

Gerhard Ullmann: *Unterkühlt und gekonnt*, in: *glasforum*, Jg. 41, Nr. 1, 1991, S. 34–41, in: *db*, Jg. 125, Nr. 3, 1991, S. 120–122, in: *Werk, Bauen & Wohnen*, Jg. 78/45, Nr. 4, 1991, S. 14–16.

Paul Jesberg: *Der Pfiff der neuen Zeit*, in: *DBZ (Deutsche Bauzeitschrift)*, Jg. 39, Nr. 7, 1991, S. 965–972.

Amber Sayah: *Landesmuseum für Technik und Arbeit*, in: *Bauwelt*, Jg. 81, H. 42/43, 1990, S. 2132–2139.

Manfred Sack: *Der lockende Raum*, in: *Die Zeit*. Nr. 43, 1990.

Karl Heinz Krüger: „Eine Frau, die sich wehrt, ist ‘ne Zicke“ , in: *Der Spiegel*, Nr. 8, 1988, S. 188–198.

Peter Rumpf: *Süddeutscher Rundfunk Studio Mannheim*, in: *Bauwelt* 1988, Nr. 19, S. 780–789.

Museumsbauten, Hrsg. Gottfried Böhm, Ingeborg Flagge, Stuttgart o. J. (1985).

Dr. Melanie Mertens

Landesamt für Denkmalpflege

Im Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Karlsruhe

Ein Kulturdenkmal am Puls der Zeit

Das Bad Liebenzeller Badhaus feiert seine Wiederauferstehung

Jahrzehntelang nutzten die Menschen das Bad Liebenzeller Badhaus als einen Ort der Begegnung. Schon Anfang des 19. Jahrhunderts kehrten viele Schwarzwälder nach Ausflügen in das Volksbad mit dem schicken Café-Restaurant ein oder nahmen die Möglichkeiten für die Körperpflege in Anspruch. Doch dann hatte das Gebäude ausgedient – bis im Jahr 2015 neue Eigentümer den historischen Treffpunkt nach vielen Jahren der Verwahrlosung wiederbelebten und die alte Tradition zurückbrachten. Inzwischen betreiben engagierte Frauen aus der Region in dem Kulturdenkmal wieder ein Café mit eigener Backwerkstatt. Doch das Gebäude hat nach der Sanierung noch mehr hinzugewonnen: Eine Kulturwerkstatt schafft eine Bühne für Künstler, Kunsthandwerker und junge Musiker, die ihre Arbeit in kleinem Rahmen präsentieren wollen. Das „badhaus 1897“ wandelte sich so zu einer neuen Heimat für die Region – am Puls der Zeit.

Joachim Haessler/Daniel Keller

Entwicklung der Kur- und Badeorte

Schon in römischer Zeit nutzte man kalte oder warme Mineralquellen wegen ihrer Heilwirkung. Hier sei auf die Badeanlagen in Baden-Baden (Aeuae Aureliae) verwiesen. Diese Badeanlagen nutzten vor allem Offiziere und Mannschaften der VIII. Legion ab circa 75 n. Chr. zur Erholung. Nach dem Niedergang des römischen Reiches erlebte die Badekultur erst im 11. und 12. Jahrhundert wieder einen Neubeginn. Zur damaligen Zeit wurde meist noch in offenen Becken an den Orten der Heilquellen gebadet. Erst im Spätmittelalter lassen sich erste Badhäuser nachweisen. Gleichzeitig entstanden nun auch Gasthöfe und Beherbergungsstätten, die die Badegäste aufnahmen und bewirteten. Im Laufe des 17. Jahrhunderts gewann die Trinkkur immer mehr an Bedeutung und drängte die Badekur in den Hintergrund. Viele kleine Thermalbäder schafften es nicht, mit der Entwicklung Schritt zu halten. In dieser Zeit entstanden in den Kurorten Trinkbrunnen, Wandelhallen, Gesellschaftshäuser, Theater und Grünanlagen. Vergnügungs- und Unterhaltungseinrichtungen wurden bald wichtiger als die Anlagen zur Kur: „Der größte Theil der Brunnen- oder Badegäste trinkt kein Wasser und badet nicht; ihre Absicht ist lediglich, eine Lustreise zu machen...“ (Journal des Luxus und der Moden, Juli-August 1789). Die Nutzung der Heilquellen in Bad Liebenzell ist bereits für das Jahr 1403 urkundlich belegt. Mark-

graf Bernhardt I. verlieh die Badherberge (heute das „Untere Bad“) als Erblehen. Bereits kurze Zeit später, im Jahr 1415, wird ein zweites Bad (später das „Obere Bad“) genannt. Das heutige Kleinwildbad ist erstmals um 1500 als „Schweißbädlein“ – heute würde man es als Sauna bezeichnen – an der „Kalber Straße“ in den Urkunden aufgeführt (Abb. 1). Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts entstanden daneben noch weitere Kureinrichtungen wie das Sommerhaus (Kurhaus), die Lindenallee und Verkaufsbuden. Der erste Badearzt, Dr. Immanuel Hartmann, wurde allerdings erst Anfang des 19. Jahrhunderts in Liebenzell beschäftigt.



1 Das Kleinwildbad in seiner Blütezeit, Aufnahme aus den 20er-Jahren.



Das Kleinwildbad

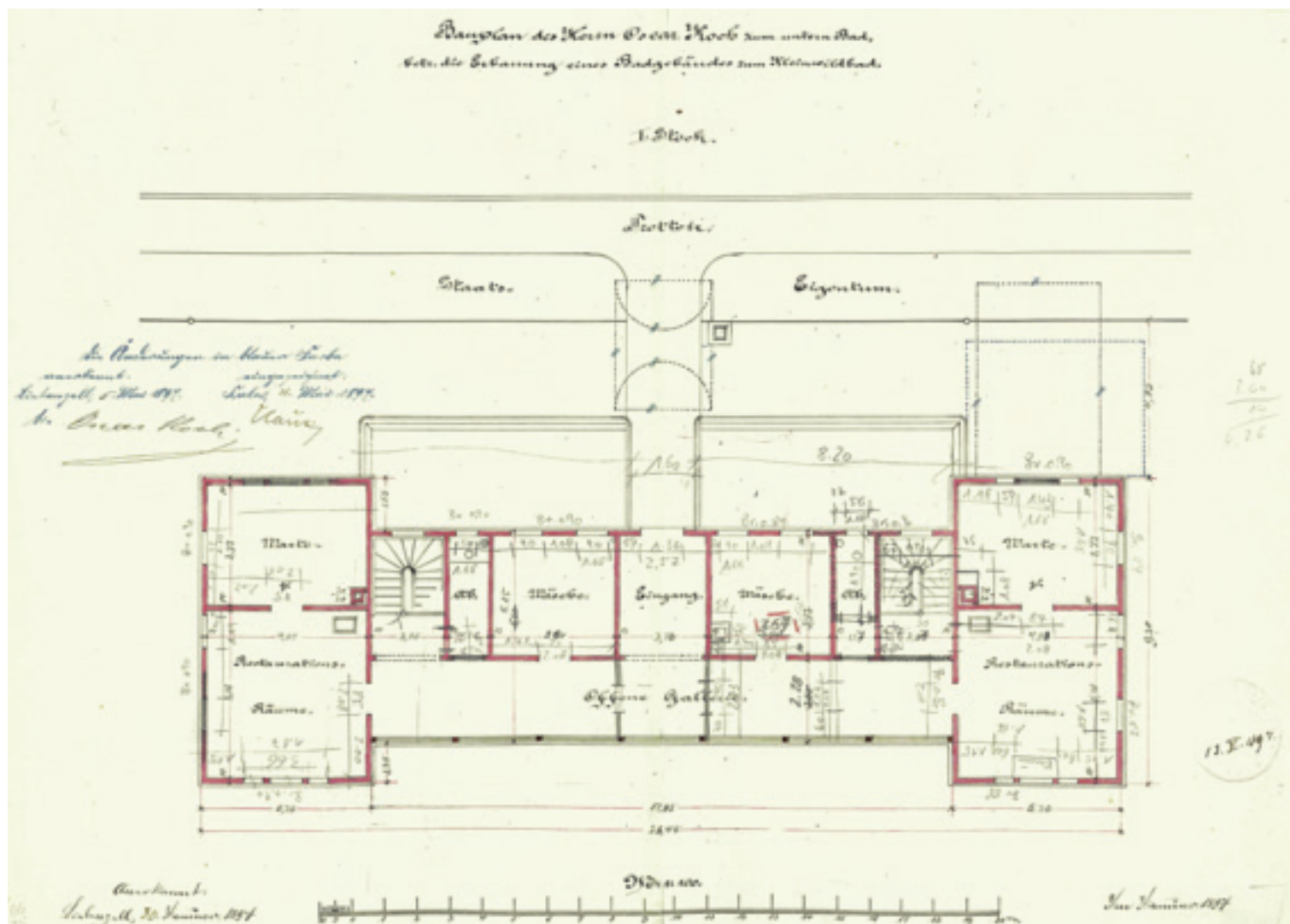
Leider ist weder über das Erscheinungsbild des um 1500 erwähnten Bades noch über die Größe der Badanlage etwas bekannt. Erst aus der Mitte des 19. Jahrhunderts finden sich wieder Belege: In den 1860er Jahren wurde in Wildbad als königliche Stiftung das Armenbad „Katharinenstift“ errichtet. Auch von gut beleumundeten Bürgern aus Liebenzell wurde dieses für kostenlose Badeskuren besucht. Der Andrang war so groß, dass erwogen wurde, in Liebenzell ebenfalls ein Armenbad zu eröffnen bzw. das Katharinenstift dorthin zu verlegen. Bei Bohrungsversuchen an der Kollbachmündung stieß man auf eine neue Quelle, die dieses Armenbad speisen sollte. Nach dem Neubau des Katharinenbades in Wildbad wurde eine Verlegung vonseiten der königlichen Domänenverwaltung nicht weiterverfolgt: „Da wir nach Erbauung eines neuen Katharinenstift-Gebäudes in Wildbad eine Badeanstalt in Liebenzell zu errichten, nicht mehr beabsichtigen [...]“ Die Quelle wurde an den Besitzer der dort ansässigen Wetzsteinfabrik verkauft, der daraufhin an dieser Stelle ein kleines Badgebäude errichtete. Geblieben ist der Name

„Kleinwildbad“. Aufgrund der besonderen Wasserqualität wurden lange Zeit Gäste mit einer Badekutsche aus Liebenzell ins „Kleinwildbad“ befördert. Die Stadt Liebenzell erwarb das Bad und die Quelle im Jahr 1934 und wurde zum ersten Mal in ihrer Geschichte Eigentümerin einer der Thermalquellen auf ihrem Gemarkungsgebiet.

Das Badhaus von 1897

1897 übernahm Oskar Koch das Badhaus (Abb. 2). Er baute ein neues Gebäude, das den hölzernen Vorgängerbau ersetzte, sich aber an der Struktur des alten Gebäudes orientierte. Die Pläne dazu lieferte Architekt Claus. Er entwarf einen traufständigen, eingeschossigen Fachwerkbau mit Seitenrisaliten und Satteldach. Aufgrund der Hanglage erscheint das Gebäude zur Nagoldseite als zweigeschossig. Während das Erdgeschoss wie für diese Gegend typisch als verschindelte Fachwerkkonstruktion ausgeführt wurde, ist das massive Untergeschoss durch mit Kieselsteinen verstärkte Putzrustika sehr aufwendig gestaltet. Der Eingang des Badhauses lag zur Straßenseite hin und war mittig angeordnet. Über eine Brücke, die über den

2 Grundriss des Eingangsgeschosses aus dem Baugesuch von 1897.





3 Zustand der Straßensicht vor dem Beginn der Sanierungen.

Lichthof des Sockelgeschosses führte, betrat man das Gebäude. Auch im Inneren ist das Gebäude symmetrisch aufgebaut, was wohl auf die übliche Trennung der Badegäste nach Geschlecht schließen lässt.

Zur Nagoldseite hin erstreckte sich über die gesamte Länge des Hauptgebäudes eine offene Galerie, die gleichzeitig als Flur genutzt wurde. Über diesen Flur wurden die rückwärtigen Räume erschlossen. In jeder Gebäudehälfte befanden sich ein Wäscheraum, eine Abortanlage (Toilette) und ein Treppenhaus. In den jeweiligen Risaliten waren ein Restaurationsraum und ein Warteraum untergebracht. Über die beiden Treppenhäuser gelangte der Besucher in das massive Sockelgeschoss. Analog zur darüberliegenden Galerie trat man in eine offene Halle ein. Insgesamt befanden sich hier zehn Räume mit einzelnen Badewannen, ein Raum mit der Quellfassung und ein großes Bassin für das Thermalwasser.

Das Badgebäude ist ein bemerkenswertes wissenschaftliches Zeugnis der Badekultur des 19. Jahrhunderts, es zeigt auf exemplarische Weise, wie die medizinische Empfehlung der Heilquellen zu einer Popularisierung der Wasser- und Luftkur führte. Architekturgeschichtlich ist das Gebäude ein seltener Kurbau, der sich durch seine Bauweise an die lokale Baukultur anlehnt und mit seinem großen Luftbad in der Loggia die Wertschätzung der Heilkraft der Schwarzwaldluft deutlich ablesbar macht. In heimatgeschichtlicher Hinsicht ist das Kleinwildbad ein wichtiger Ausweis der Kur- und Ortsgeschichte von Bad Liebenzell.

Der Zustand vor der Sanierung

Nach den anfänglich hohen Besucherzahlen im Kleinwildbad brachte nicht zuletzt die zunehmend

schlechte Wirtschaftslage im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einen deutlichen Einbruch der Anzahl der Badegäste. So kam es, dass der damalige Eigentümer das Badhaus 1934 in sehr schlechtem baulichen Zustand an die Stadt Bad Liebenzell verkaufen musste (Abb. 3). Bis etwa zum Jahr 1955 wurde das kleine Wildbad weiterhin zur Körperpflege und Kommunikation genutzt. Zu dieser Zeit versiegte die Quelle nach und nach und das Gebäude wurde zu Wohnzwecken umgebaut. Schließlich wurde im Jahr 1958 die Quelle im Haus durch einen 26,3 Meter tiefen Brunnen neu erbohrt. Ihr entnimmt die Mineralbrunnen Bad Lie-



4 Blick in eine Badezelle vor der Sanierung, am Sockel in der linken hinteren Ecke ist noch der Standort der Badewanne zu erkennen.

5 *Straßenseite nach der Sanierung, die bauzeitliche Eindeckung konnte erhalten bleiben.*



benzell GmbH & Co. KG bis heute das von ihr vermarktete Heilwasser.

Fotos aus der Zeit vor der Sanierung erzählen eine traurige Geschichte. Wenig erinnerte noch an das einst so lebendige Bad Liebenzeller Badhaus. Die Bilder zeigen das Gebäude heruntergekommen und mit Graffiti beschmiert. In den Räumen bröckelte der Putz von den Wänden, die alten Holzbalken und Täfelungen waren verwittert, die freiliegenden Rohre zeigten sichtbare Lecks. Neuzeitliche Einbauten verdeckten die wertvolle Ausstattung

(Abb. 4). Gäbe es nicht die alten Schwarz-Weiß-Aufnahmen, kaum jemand hätte sich vorstellen können, wie prunkvoll einst das Volksbad gewesen sein muss, bevor es in Vergessenheit geriet. Sie erzählen von einem idyllischen Treffpunkt. Schicke Korbstühle zierten das Café-Restaurant, Blumen schmückten die kleinen Wandregale vor Holzvertäfelten Wänden. Vor dem Haus standen Liegestühle, mit Blick auf Wald und Nagold. Auf den Bildern winken gut gekleidete Leute, wahrscheinlich am Ende eines Ausflugs, in die Kamera.



6 *Sämtliche bauzeitliche Ausstattung konnte erhalten bleiben: Bodenbeläge, Lambris, Stuckelemente und Fenster.*

Das Badhaus heute

Mit der Sanierung ab dem Jahr 2015 sollte diese Vergangenheit wieder aufleben. Die Eigentümer planten, den geschichtsträchtigen Ort wieder mit Leben zu füllen. Und nicht nur das: Das denkmalgeschützte Gebäude sollte auch dem Zeitgeist entsprechen (Abb. 5). Das geplante Nutzungskonzept sah vor, einen Ort der Begegnung herzustellen, über Generationen hinweg, so wie früher. Ziel war es auch, einen Mehrwert für die Region zu leisten: Nachhaltigkeit, regionale Produkte und eine Präsentationsmöglichkeit für Künstler, Kunsthandwerker und Musiker sollten die Leitlinien sein, um ein attraktives Besuchs-, Ausflugs- und Wanderziel sowohl für die Einheimischen als auch für Auswärtige zu schaffen.

Das Konzept des Eigentümers ließ sich wunderbar mit den konservatorischen Anforderungen der Denkmalpflege übereinbringen: Ziel war es, die modernen Einbauten des 20. Jahrhunderts zurückzubauen und die bauzeitliche Grundrisstruktur wieder erlebbar zu machen. Für die geplanten Nutzungen eines gastronomischen Angebots im Eingangsgeschoss und einzelnen Verkaufs- und Präsentationsräumen für ortsansässige Erzeuger von Lebensmittel und Kunsthandwerk der einzelnen Badezellen im Sockelgeschoss waren keine Veränderungen an der ursprünglichen Grundrisaufteilung notwendig. Auch gab es wegen der beiden vorhandenen getrennten Treppenhäuser – wohl aufgrund der geschlechtergetrennten Nutzung des Gebäudes – keine baulichen Auflagen vonseiten des Brandschutzes. Die größte positive Veränderung am Erscheinungsbild des Gebäudes stellte das Öffnen der beiden Galerien dar. Die im Zuge des Wohnungseinbaus verschlossenen Bereiche wurden mit großen schwenkbaren Fenstern versehen, sodass die Gäste des Kaffees nun wieder den wunderbaren Blick zur Nagold genießen können. Glücklicherweise waren sämtliche bauzeitlichen Oberflächen unter den Einbauten noch vorhanden. Lediglich die Badewannen waren im Zuge der Umnutzung zum Wohnraum aus den Badzellen ausgebaut worden. Es wurden im gesamten Gebäude die bauzeitlichen Türzargen und Türblätter aufgearbeitet. Die noch größtenteils vorhandenen Holzfußböden wurden repariert und neue versiegelt. Die Fehlstellen in den Fliesenböden wurden mit farblich angepassten Belägen ergänzt. Auch die beiden Holztreppen konnten repariert und somit erhalten werden, beispielsweise wurden die stark ausgelaufenen Trittstufen materialgerecht ausgebessert (Abb. 8). Die nahezu noch vollständig vorhandenen bauzeitlichen Fenster konnten in ihrem Erscheinungsbild erhalten und saniert werden. Die gastronomische Nutzung des Gebäudes erlaubte sogar auf eine thermische Ertüchtigung

der Fenster zu verzichten. Auch am Außenbau haben sich die Maßnahmen auf Reparaturen beschränkt. So erwies sich der Zustand des Schindelschirms und der Fensterläden als sehr gut und die noch bauzeitlichen Dachziegel konnten erhalten bleiben. Lediglich ein neuer Anstrich lässt das Gebäude wieder in seiner ursprünglichen Farbigkeit erstrahlen. So zeigt sich das Gebäude in seinem restaurierten Zustand wieder im Erscheinungsbild des ausgehenden 19. Jahrhunderts (Abb. 6).

16 Frauen aus der Region arbeiten inzwischen hier. Jede bringt das ein, was sie am besten kann. In der eigenen Backwerkstatt backen sie nach den Rezepten ihrer Großmütter. In die Schüsseln kommen regionale Produkte aus dem Nordschwarzwald: Eier aus Bieselsberg, Mehl aus der Kapfenharder Mühle, Früchte aus heimischen Obstgärten und Streuobstwiesen. Das Badhaus bringt aber nicht nur kulinarische Kostbarkeiten der Region zum Vorschein. Die Kulturwerkstatt möchte vielmehr das Beson-

7 Blick in die obere Galerie, nach der Sanierung wird dieser Bereich vom Café genutzt.

8 Die bauzeitliche Treppe wurde genauso saniert wie sämtliche Türen und Wandoberflächen.





9 Nach der Sanierung, die beiden Galerien wurden wieder geöffnet.

dere der Region sammeln und hüten. Wie eine große Schatzkiste, die zeigt, dass der Schwarzwald mehr zu bieten hat als nur den Schinken und die Kuckucksuhr und dass er neben den Traditionen und Bräuchen auch genauso bunt wie offen ist (Abb. 7). Deswegen schafft darüber hinaus eine Kulturwerkstatt eine Bühne für Künstlerinnen und Künstler, Kunsthandwerker und junge Musikerinnen und Musiker. Wie diese sich präsentieren, ist wandelbar: mal bei einem Jazzfrühstück, mal bei einer Ausstellung oder einer Lesung.

Das Konzept hat aber auch die natürlichen Ressourcen wie den Wald, die Bäche, Flüsse und Heilquellen im Blick. Damit das Heilwasser, das hier aus dem Boden sprudelt, nicht in Vergessenheit gerät, gibt es organisierte Heilquellenwanderungen. Unmittelbar am Haus entspringt in 16 Metern Tiefe die Heinrich Coerper Quelle. Aus der Wand im Eingangsbereich des Badhauses tröpfelt ein Teil des Wassers inzwischen in ein Quellbecken, das eigens von einem regionalen Künstler geschaffen wurde. Im neuen Badhaus soll die regionale Identität so für jedermann erlebbar werden. Für die Eigentümer reduziert sich Denkmalschutz nicht auf das Denkmalschutzgesetz, sondern stützt sich auch auf engagierte Menschen. Am Beispiel des Bad Liebenzeller Badhauses zeigten Gemeindevertreter, private Investoren und die das Sanierungsergebnis nutzende Frauengruppe, wie der Heimatbegriff im Nordschwarzwald bereichert werden kann (Abb. 9).

Das Land Baden-Württemberg hat die erhaltenden Maßnahmen am Badhaus mit Denkmalfördermitteln in Höhe von knapp 20 000 Euro unterstützt.

Literatur

Eidloth, Volkmar: Kleine historische Geographie europäischer Kurstädte und Badeorte im 19. Jahrhundert, in: Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts, Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart Arbeitsheft 24, Stuttgart 2012, S. 15–42.

Klepser Gottlob: Bad Liebenzell., Pforzheim 1986.

Praktischer Hinweis

Weitere Informationen zur heutigen Nutzung und Öffnungszeiten finden Sie auf der Internetseite www.badhaus1897.de

Joachim Haessler
Mühlstraße 58
75328 Schömberg

Daniel Keller
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Karlsruhe

Die Staatliche Materialprüfanstalt in Stuttgart

Progressive Architektur für die Prüfung neuer Baustoffe und Bauteile

Mit dem Neubau der Staatlichen Materialprüfanstalt (MPA) am Campus Vaihingen in den Jahren 1962 bis 1969 präsentierte das Land Baden-Württemberg seine Technikaffinität in Gestalt eines äußerst progressiven Gebäudekomplexes. Die Nutzung als Prüfeinrichtung für modernste Baustoffe und Bauteile im Bereich des Maschinenbaus schlägt sich in der Form der Gebäude nieder, für deren Errichtung fortschrittlichste Bauweisen und Baukonstruktionen verwendet wurden. In ihrer Architektur materialisiert sich der für die 1960er Jahre typische Fortschrittsglaube in besonders anschaulicher Weise (Abb. 1). Die MPA wurde im Zuge des Projekts zur Erfassung der Hochschulbauten in Baden-Württemberg auf seine Denkmaleigenschaft überprüft und schließlich als Kulturdenkmal ausgewiesen.

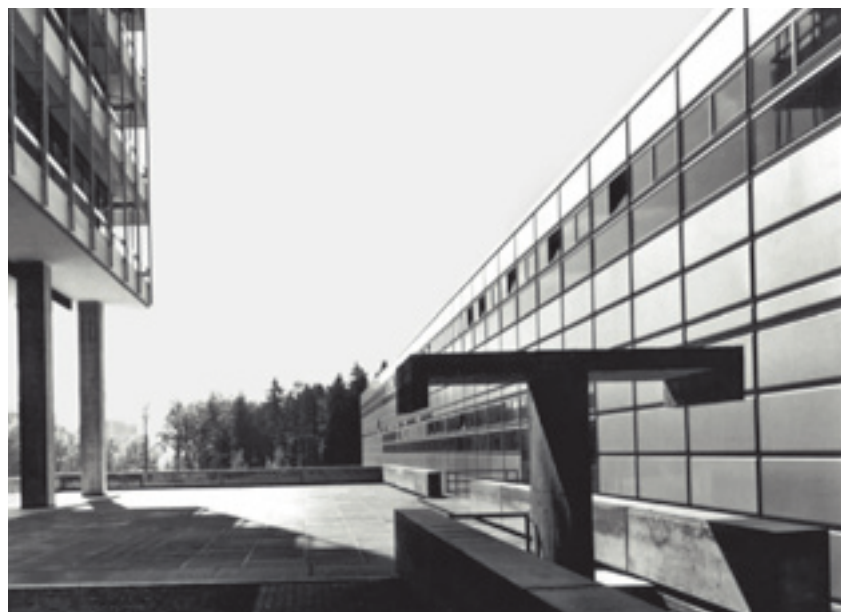
Peter Huber

Geschichte der Materialprüfung

Im 19. Jahrhundert liegen die Anfänge der wissenschaftlichen Werkstoffprüfung, die zuvor rein auf handwerklichen und mündlich weitergegebenen Erfahrungswerten basierte. Nach der Jahrhundertwende konnten die bereits bestehenden theoretischen Grundlagen der Festigkeitsberechnung und Elastizitätstheorie mit experimentellen Untersuchungen weiterentwickelt werden. Infolge dessen entstand die wissenschaftliche Disziplin der Werkstoffprüfung. Vor allem die mit der Industrialisierung einsetzende Verwendung von Stahl- und Eisenerzeugnissen im Ingenieur- und Maschinenbau, die häufig bis an ihre Festigkeitsgrenzen beansprucht wurden, machten eine systematische Material- und Bauteilprüfung notwendig. So entstand in London im Jahr 1858 die erste Anstalt für Werkstoff- und Festigkeitsprüfung, welche Aufträge aus ganz Europa erhielt. Auch in Deutschland nahm die Verwendung von Eisenerzeugnissen stark zu. Um nicht in Abhängigkeit von ausländischen Prüfeinrichtungen zu geraten und wohl zur Verhinderung von Industriespionage, begannen größere Industrierwerke damit, eigene Materialprüfanstalten einzurichten. Um eine größere Unabhängigkeit zu gewährleisten, entstanden zudem staatliche Materialprüfanstalten, die meist den Hochschulen angegliedert wurden. So nahm am Stuttgarter Polytechnikum 1884 die Materialprüfanstalt ihren Betrieb auf.

Die Materialprüfanstalt verfolgte dabei die Ziele, Schäden an Konstruktions- und Bauteilen zu untersuchen, die betroffenen Bauteile weiterzuentwickeln, Anwendungsgebiete für Werkstoffe zu erschließen und abzugrenzen sowie das Verhalten von Werkstoffen in Bauteilen bei verschiedenen Beanspruchungen und Betriebsbedingungen zu ergründen. Die Ergebnisse der Werkstoffprüfung flossen zum einen in die Entwicklung und Verbesserung von Werkstoffen und Bauteilen ein, zum anderen in die Ausbildung von Ingenieuren für die Bemessung und Ausführung von Bauteilen. Im

1 *Bauzeitliche Aufnahme der Anlage.*



2 Gesamtkomplex der MPA nach Fertigstellung.



Jahr 1939 erfolgte die Aufteilung in die Bereiche Materialprüfung für das Bauwesen (Forschungs- und Materialprüfanstalt für das Bauwesen FMFA) und für den Anlagen- und Maschinenbau (Staatliche Materialprüfanstalt MPA), welche sich bis heute in den zwei Standorten des Instituts Pfaffenwaldring 4 (FMFA) und Pfaffenwaldring 32 (MPA) niederschlägt.

Der Neubau der MPA

Als der seit 1907 genutzte Standort in Stuttgart-Berg trotz zahlreicher Erweiterungen zu beengt wurde, stellte man 1961 erste Überlegungen an, die MPA auf den damals neu entwickelten Hochschulcampus in Stuttgart-Vaihingen zu verlegen. An der Nordostecke des Campus am Pfaffenwald fand man für das Institut einen geeigneten Standort mit Potenzial für spätere Erweiterungen. 1962 begann das Universitätsbauamt unter der Leitung von Adalbert Sack und F. Hahn die Planung des Gebäudes, die Projektleitung übernahm der Architekt

Friedrich Wagner. Der erste Bauabschnitt mit dem sich auf einem Podest erhebenden zwölfgeschossigen Bürohochhaus und der dahinter liegenden breitgelagerten Versuchshalle wurde bis 1969 fertiggestellt (Abb. 2). Die Planer folgten beim Neubau den Vorgaben der „Typenplanung für Institutsgebäude des Landes Baden-Württemberg“, bei denen die stapelbaren Flächen des Raumprogrammes in Hochhäusern und die nicht stapelbaren Flächen in Hallenbauten zusammengefasst werden sollten. Der Baukomplex wurde bereits bauzeitlich in verschiedenen Publikationen gewürdigt und erhielt im Jahr 1971 den Architekturpreis der Stadt Stuttgart, den Paul-Bonatz-Preis. Zwischen 1973 und 1980 wurde in einem zweiten Bauabschnitt im Süden der Prüfhalle eine abgesetzte Großkomponentenprüfhalle errichtet.

Das Bürohochhaus

Vom Pfaffenwaldring aus gelangt der Besucher über zwei senkrecht zueinander liegende breitge-

3 Podest des Hochhauses mit Freitreppen.

4 Hochhaus der MPA.



lagerte Treppen auf das Eingangspodest des Hochhauses (Abb. 3; 4). Über hohen, frei stehenden Betonstützen erheben sich elf Vollgeschosse, die durch kräftige Balkonbrüstungen horizontal betont sind. Das Gebäude wurde auf quadratischem Grundriss über einem Raster von 7,5 m × 7,5 m für den Rohbau und 1,25 m × 1,25 m für den Ausbau entworfen. Im Keller befindet sich neben den Haustechnikräumen ein großer Veranstaltungs- und Vortragsaal für 120 Personen. Das zurückgesetzte und vollverglaste Foyer wird durch einen von Stützen gerahmten Umgang eingefasst. In der Eingangshalle verschmelzen durch die bodentiefe Verglasung und die durchlaufenden großformatigen Steinplatten Innen- und Außenraum miteinander (Abb. 5). Die auf dem Rohbauraster errichteten Pendelstützen tragen die 35 cm starken Stahlbetonkassettendecken. Das Gebäude wird durch einen doppelten Erschließungskern mit Treppenhaus und Aufzugskern horizontal ausgesteift. Der Kern wurde aus Ortbeton mittels einer Kletterschalung gegossen. Die Ausbauelemente wie die Trennwände und die Fassade wurden gegenüber dem Rohbauraster um die Hälfte des Ausbaurasters verschoben; damit konnte eine funktionale Trennung von Roh- und Ausbauteilen erreicht werden. Die Trennwände der Obergeschosse sind zwischen dem Fertigboden und der abgehängten Decke befestigt und daher frei umbaubar. Alle Installationen werden über der abgehängten Decke geführt. Mit diesen Maßnahmen erreichte man in den Obergeschossen eine hohe Flexibilität und Veränderbarkeit. Die das Erscheinungsbild des Hochhauses prägenden Fluchtbalkone mit ihren Fertigbetonbrüstungen sowie den Handläufen und horizontalen Lamellen aus Aluminium dienen als Witterungsschutz für die Fassade und zugleich als Verschattung bei hochstehender Sonne. Zudem erleichtern die Balkone die Wartung und Reinigung der Fassade.

Die Versuchshalle

Die östlich vom Hochhaus liegende Versuchshalle (Abb. 6) besteht aus einer nach Süden orientierten doppelgeschossigen Halle für Großversuche, die mit fünf Kranbahnen bedient werden kann (Abb. 7). Daran schließt nach Norden hin ein zweigeschossiger Bereich mit kleineren Raumeinheiten an, in dem sich Prüflabors, Sonder- und Versorgungsräume befinden. Beide Bereiche werden von einer zwölf Meter hohen Stahlkonstruktion mit einem 15 m × 15 m weiten Stützraster überdeckt. Im zweigeschossigen Bereich ist ein kleinteiliges Sockelgeschoss aus Stahlbeton mit einem engen Tragraster von 7,5 m × 7,5 m eingezogen. Die durchgehende Decke teilt die Raumhöhe in einen fünf Meter hohen Sockelbereich und einen sieben



Meter hohen Emporenbereich. Auf der Empore bilden Leichtbauwände kleine Raumzellen für die jeweiligen Prüfeinrichtungen (Abb. 8). Die gesamte Halle ist unterkellert: In den Kriechkellern unter der Großversuchshalle befinden sich die technischen Installationen der Großversuchsgeräte, im Keller unter dem Emporeneinbau die Hausinstallation. Das weite Stützraster der Stahlkonstruktion mit dem 15 m weiten Achsabstand gewährleistet höchste Nutzungsflexibilität. Die Stützen sind geschweißte Blechkastenprofile mit innenliegenden Entwässerungsröhren. Unten wurden sie in die Stahlbetonkonstruktion eingespannt und oben biegesteif mit den Dachträgern verbunden. Die Randstützen sind pendelnd gelagert. Die Dachkonstruktion besteht aus in Längsrichtung über den Stützen verlaufenden Hauptträgern, an die in einem Abstand von jeweils 2,5 m Querträger angeschlossen wurden. Die Nebenträger sind als stark aufgelöste Wabenträger ausgebildet, wodurch Haupt- und Nebenträger die gleiche Kon-

5 Foyer des Hochhauses mit durchgehendem Bodenbelag.

6 Prüfhalle der MPA.

7 Doppelgeschossige
Großversuchshalle.



struktionshöhe haben und sich Wandanschlüsse leichter herstellen lassen (Abb. 9; 10). Ihre sechseckigen Öffnungen erleichtern zudem die Verlegung und Nachrüstung von Installationen. Auf der Stahlkonstruktion liegen kraftschlüssig untereinander und mit den Stahlträgern verbundene Kassettenplatten aus Betonfertigteilen auf, welche die Dachebene in Horizontalrichtung aussteifen. Mit dieser steifen Tragkonstruktion wurden aussteifende Horizontalverbände im Bereich der Stützen und Träger unnötig. Damit konnte ein völlig freinutzbarer Grundriss entstehen, der nicht durch Aussteifungsverbände eingeschränkt wird. Alle Flächen der Versuchshalle sind auf eine Last von 1,5 Mp/qm ausgelegt. In allen Flurzonen der Halle können Lasten mit Gabelstaplern befördert werden. Die beiden zwischen den Geschossen fah-

8 Emporengeschoss mit
Einbauten für kleinteilige
Prüf- und Sonderräume.

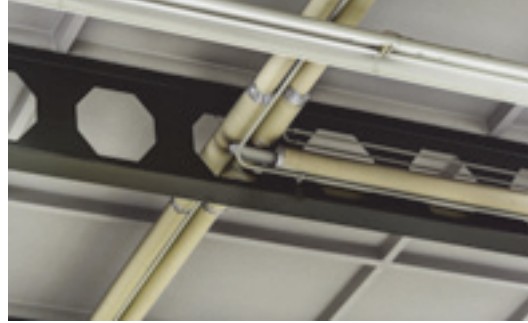


renden Lastenaufzüge bewegen Lasten von 5 Mp bzw. 2 Mp. Die Fassade der Halle besteht aus Aluminium-Sandwich-Paneeelen. Die Paneele wurden an Stahlstielen montiert, die in einem Abstand von 2,5 m gesetzt wurden und an den Randträgern der Halle abgehängt wurden (Abb. 11). Die Fassadenpaneele kommen als geschlossene und verglaste Module vor. Die verglasten Module konnten mit offenen Flügeln bzw. festverglasten Teilen ausgestattet werden. Alle Fassadenmodule sind untereinander frei auswechselbar und machen die Anpassung der Außenfassaden an Nutzungsänderungen möglich.

Progressive Architektur für wegweisende Forschung

Der zeittypische Fortschrittsglaube der 1960er Jahre hat sich in den Gebäuden der MPA baulich manifestiert. Die wegweisende Forschung in der Materialkunde und die Entwicklung immer neuer Baustoffe und Baukonstruktionen zeichnen sich in der zukunftsorientierten Form der Architektur ab. Die Planer griffen bei der Umsetzung des Bauprojekts auf modernste Bauverfahren zurück und entwickelten dafür sogar eigene Bauelemente.

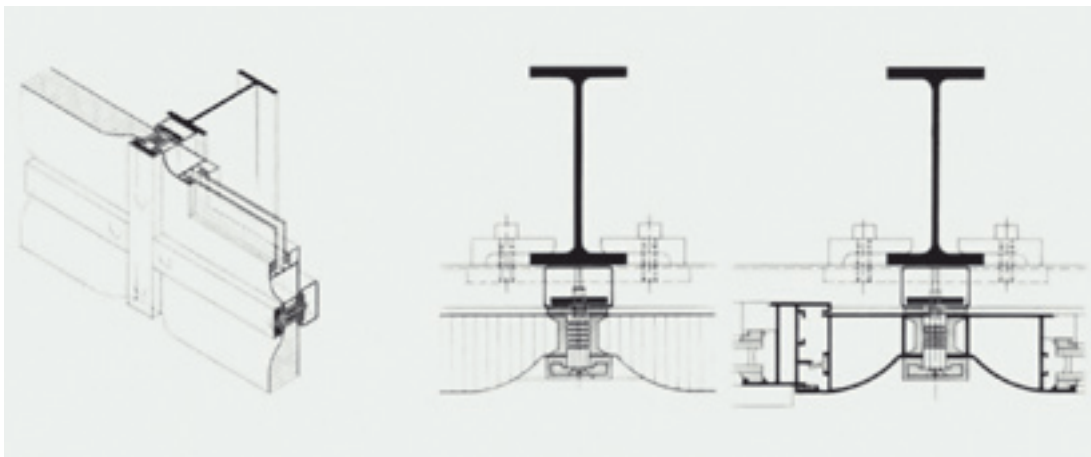
Das Hochhaus wurde im Hubdeckenverfahren errichtet, das aus dem amerikanischen Hochhausbau stammt und in Deutschland nur selten angewendet zur Verwendung kam. Nach der Fertigstellung der Stützenfundamente betonierte man die Stahlbetonkassettendecken mit eingezogenen Trennschichten aufeinander. Dabei wurden die Positionen der Stützen mit Aussparungen versehen. Nach dem Setzen der jeweiligen Geschossstützen hob man die Deckenplatten mit an den Stützenköpfen montierten hydraulischen Hubgeräten an die ge-



9 Wabenträger.

10 Installationsführung.

11 Konstruktionsdetails der Aluminium-Sandwich-Fassade.



wünschte Lage und befestigte jede einzelne Decke an ihrer jeweiligen Position an den Stützen. Durch diese Bauweise konnte man die Tragkonstruktion in kürzester Bauzeit ohne Schalung und Gerüst errichten.

Die Verwendung von Aluminium für Außenfassaden hat laut dem am Bau beteiligten Architekten Friedrich Wagner mehrere Vorteile. Zum einen ist Aluminium ein sehr beständiger Werkstoff, der gegenüber atmosphärischen Einflüssen äußerst widerstandsfähig ist. Zum anderen besitzt Aluminium ein großes Wärmerückstrahlvermögen, was zu einer Regulierung der Innentemperatur beiträgt. Für die Herstellung der an der Prüfhalle verwendeten Fassadenpaneele entwickelte der Wagner zusammen mit der Materialprüfanstalt ein pneumatisches Tiefziehverfahren, was eine glatte Ansichtsfläche ohne Bearbeitungsspuren ermöglichte.

Würdigung

Die Staatliche Materialprüfanstalt in Vaihingen besitzt eine hohe ästhetische Qualität. Das auf einem Podest thronende Hochhaus, in dessen Eingangshalle Innen- und Außenraum verschwimmen, verdeutlicht anschaulich und exemplarisch die gestalterischen Entwurfskonzepte der klassischen Moderne. Der Kontrast zwischen der stark profilierten Hochhausfassade und der glatten breitgelagerten Prüfhalle macht den spannungsvollen Reiz der Anlage aus.

Beim Bau der beiden Objekte wurden äußerst progressive Bautechniken verwendet. Sowohl das beim Hochhaus angewendete Hubdeckenverfahren und die eigens entwickelten Aluminiumpaneele an der Versuchshalle stellen innovative Lösungen und damit wichtige Entwicklungslinien in

der Architektur der 1960er Jahre dar. Prüfhalle und Hochhaus zeichnen sich außerdem durch eine offene Baustruktur aus, die eine hohe Flexibilität für Umnutzungen bietet. In der Baugruppe ergänzt sich die Funktion als Prüfeinrichtung neuer Baustoffe und Bauteile in besonders gelungener Weise mit der innovativen architektonischen Formsprache der Bauten. Aufgrund dieser Eigenschaften wurden die Gebäude der Vaihinger Materialprüfanstalt jüngst als Kulturdenkmale gem. §2 Denkmalschutzgesetz ausgewiesen.

Literatur

Klaus Hentschel (Hrsg.): Historischer Campusführer der Universität Stuttgart, Teil II: Vaihingen-Nord, Stuttgart 2014.

Stefan Polónyi: Stellungnahme eines Bauingenieurs als Zeitzeuge, in: Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung, Zürich 2009.

Friedrich Wagner: Blanke Aluminiumfassaden, in: Behling, Stefan (Herausgeber): Friedrich Wagner – Bauten für die Universität, Stuttgart 2007.

Universitätsbauamt Stuttgart (Hrsg.): Universität Stuttgart – Die neue Hochschulstadt Vaihingen, in: Bericht des Universitätsbauamtes Stuttgart, Stuttgart 1977.

Staatliche Materialprüfanstalt Universität Stuttgart (Hrsg.): MPA Stuttgart, Neubau Arbeitsbereiche Prüfeinrichtungen, Stuttgart 1971.

Friedrich Wagner: Universität Stuttgart: Staatliche Materialprüfanstalt (MPA), in: Die Bauverwaltung 5/1973, Stuttgart 1973.

Peter Huber Dipl.-Ing., M. A.
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Denkmalporträt



Der Genius des Ruhms Das Hölderlindenkmal in Tübingen

Deutschland und insbesondere Baden-Württemberg feiert dieses Jahr den 250. Geburtstag von Friedrich Hölderlin (1770–1843), der psychisch erkrankt seine zweite Lebenshälfte in Tübingen verbrachte. Er erfuhr vor allem nach seinem Tod eine bis heute andauernde große landesweite Verehrung. Einige Denkmale an den verschiedenen Stationen seines Lebens erinnern an den wortgewaltigen württembergischen Lyriker der Romantik. Ein bronziertes Zinkrelief mit einer Büste des Poeten ließ die Stadt Lauffen am Neckar bereits 1873 für eine Gedenkstätte in Hölderlins Geburtsort anfertigen. In Nürtingen, der Stadt seiner Kindertage, wurde erst vor Kurzem eine naturgetreue lebensgroße Bronzestatue des jugendlichen Poeten in einer Parkanlage am Neckar errichtet. Bad Homburg, wo sich Hölderlin zweimal längere Zeit aufhielt, ehrte ihn bereits 1883 durch einen Obelisk aus rotem Sandstein mit der Büste des Dichters. Originell ist das von Peter Lenk 2003 geschaffene Hölderlindenkmal, ebenfalls in dessen Geburtsstadt Lauffen am Neckar, das zeitgemäß in einem Kreis-

verkehr aufgestellt wurde: Auf einem Federkiel turrnd zeigt es den Dichter sowohl als Kleinkind als auch als Erwachsenen, umgeben von einigen Assistenzfiguren wie Schiller, Goethe oder dem damaligen Landesherrn Carl Eugen.

All diese Werke haben eines gemeinsam: Sie zeigen eine (oder mehrere) Abbildungen Hölderlins. Das Tübinger Denkmal im Alten Botanischen Garten ist anders: Eine auf hohem Sockel stehende Statue aus Carraramarmor eines athletisch gebauten Jünglings in klassischem Kontrapost lässig an einen Säulenstumpf gelehnt, bekleidet lediglich mit einem wallenden Tuch um die Lenden, erinnert hier seit 1881 an den großen Dichter. Es handelt sich um einen „Genius des Ruhms“, eine allegorische Figur, ein Geisterwesen zu Ruhm und Ehre des unvergessenen, verstorbenen Genies Hölderlin, einst mit einem Stern über der Stirn geschmückt und einen Lorbeerkrantz in seinem ausgestreckten Arm in Richtung Friedhof weisend (Abb. 1), wo Hölderlin begraben liegt. Allerdings sind weder Stern noch Arm erhalten.

Wie kam es zu diesem ungewöhnlichen Denkmal? Als Hölderlin am 7. Juni 1844 gestorben war, ließ sein Halbbruder Karl Gok einen relativ schlichten, klassizistischen Grabstein auf dem Tübinger Stadtfriedhof errichten. Mit zunehmender Dichterverehrung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschien dieses Denkmal nicht mehr repräsentativ genug und der großen Bedeutung Hölderlins unangemessen. Ein glühender Bewunderer des Poeten war auch der Bildhauer und Porzellangestalter Emmerich Andresen (1843–1902) aus Dresden, der ein würdigeres Grabmal stiften wollte. Die hierzu benötigte Figur gab es bereits: Sein „Genius des Ruhms“ war 1873 auf der Weltausstellung in Wien mit einer Medaille für Kunst ausgezeichnet worden. Andresen wandte sich mit seinem Wunsch an den Tübinger Stadtschultheißen Julius Gös, der diesen Vorschlag begeistert aufnahm. Es bildete sich ein „Hölderlin-Comité“ in der Stadtgemeinde, das die Frage des Denkmals heftig diskutierte. Um dem neuen Denkmal den nötigen Freiraum zu geben, war sogar daran gedacht worden, den Poeten zu exhumieren und an einer freien Stelle im Friedhof wieder beizusetzen. Doch das Komitee befürchtete, dass die Figur als „ein classischen Style üblicher, theilweise unbekleideter Genius, nicht ganz auf den Kirchhof passe“ und ließ den Vorschlag schließlich fallen. Die nächste Überlegung war, die Figur im nahe gelegenen botanischen Garten aufzustellen und die Gebeine Hölderlins ebenfalls hierhin zu überführen. Doch dies untersagte das Stuttgarter Ministerium des Kirchen- und Schulwesens mit Schreiben vom 26. August 1880 ausdrücklich. So blieb das bisherige Grabmal unangetastet und der Genius

wurde so aufgestellt, dass sein ausgestreckter Arm mit dem Lorbeerkranz wenigstens in die Richtung des Grabmals wies. Am Fuß des Denkmals wurde eine (heute nicht mehr erhaltene) Platte aus Marmor mit dem Namen des Dichters in goldenen Lettern angebracht, um eine Art Ehrengabmal zu gestalten. Andresen schickte aus Dresden das Postament „in griechischer Architektur gehalten“, wie er dem Schultheißen mitteilte, und aus bestem Sandstein aus der sächsischen Schweiz gefertigt. Für eine würdige Inschrift wäre sicher ein Zitat Hölderlins das Geeignete gewesen, doch Andresen hatte eine bessere Idee: Er bat den damals sehr populären, heute allerdings weitgehend in Vergessenheit geratenen Schriftsteller Robert Hamerling (1830–1889), Autor des „Homunculus“, einige passende Zeilen zu Hölderlin zu verfassen, was dieser auch tat:

„Dem Hohen Sänger, der durch Wolkennacht
Emporstrebt zum Lichtreich ew'ger Schöne,
Verschwisternd mit dem Reiz der Griechentöne
Des deutschen Sanges urgewalt'ger Macht
Ihm sei aus Geniushänden dargebracht
Der ewig grüne Stirnschmuck der Kamöne“

Das damals mit einer eigens angelegten Blumenrabatte verzierte Denkmal wurde am 30. Juni 1881 feierlich enthüllt. Doch bald zeigte sich, dass seine „beweglichen Teile“, der aus vergoldetem Kupferblech gefertigte Stern, vor allem aber der Lorbeerkranz aus demselben Material in der ausgestreckten Hand, beliebte Souvenirs wohl nicht nur der Hölderlinverehrer wurden. Sie verschwanden eines Tages, wurden mehrfach ersetzt, zuletzt 1977 anlässlich der letzten Restaurierung der denkmalgeschützten Statue. Damals dauerte es allerdings keine 24 Stunden, da waren Stern und Kranz, dieses Mal mitsamt dem zugehörigen Arm, abermals entwendet. So steht der frierende Genius heute einarmig und etwas verloren im alten botanischen Garten und blickt traurig in Richtung Stadtfriedhof, ohne dass die meisten Passanten sich im Klaren darüber sind, warum.

Literatur

Helmut Hornbogen: Der Tübinger Stadtfriedhof. Wege durch den Garten der Erinnerung, Tübingen 1995. S. 13–27.

www.TUEpedia.d/wiki/Hölderlin-Denkmal
<https://unserhuhn.wordpress.com/2010/02/17/tubinger-nichtschreibschule-2/>

Sabine Kraume-Probst
Landesamt für Denkmalpflege
Im Regierungsbezirk Stuttgart
Dienstszitz Tübingen

Glossar

Kontrapost

Künstlerische Darstellung der menschlichen Haltung, bei der das Körpergewicht auf ein Standbein verlagert wird, während das zweite Bein entlastet ist. Ausgebildet in der griechischen Klassik und später vor allem in der Renaissance wieder aufgegriffen.



1 Eine 1899 entstandene Aufnahme zeigt das Tübinger Denkmal mit noch intaktem Stern und ausgestrecktem Arm.

Denkmalporträt



Appellflur und Führerzimmer Das Hitlerjugendheim in Gärtringen

Vielen Gebäuden sieht man schon von Weitem ihre Bestimmung an. Doch es gibt auch Gebäudetypen, deren äußeres Erscheinungsbild über ihre Nutzung hinwegtäuschen kann. Dazu zählen unter anderem die ehemaligen Heime der Hitlerjugend im ländlichen Raum.

Der Einfluss, den die Hitlerjugend auf die Heranwachsenden zu nehmen bestrebt war, fand seinen Niederschlag auch in der Architektur, in einem Bautyp, der eigens für die Aktivitäten der Organisation geschaffen wurde: dem Hitlerjugendheim. Seit 1936 wurden die Bedingungen für den Heimbau in verschiedenen Richtlinien festgelegt. Auch wenn seit 1937 die finanziellen Aufwendungen der Bauten weitgehend zu Lasten der Gemeinde gingen, lag die Auswahl des Architekten in den Händen der Gebietsführung der Hitlerjugend, die auf die tadellose Gesinnung des Architekten achtete. Die Gebäude sollten im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie ausdrücklich in einem „deutschen Stil“ entstehen, was jedoch nicht bedeutete, dass es sich um schematisierte Bauten handelte.

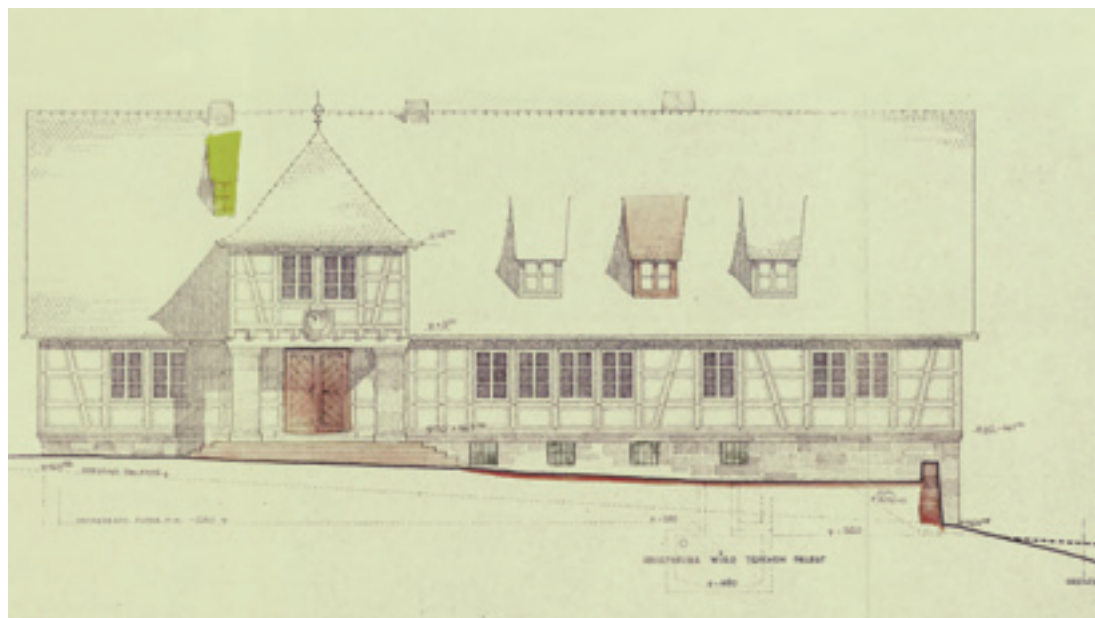
Ein grundlegendes Problem war einerseits die Forderung nach klaren Formen, andererseits aber der Wunsch, die Gebäude in den jeweiligen regional-typischen Bauformen zu errichten. Dies führte dazu, dass in größeren Städten große, monumental wirkende Bauten entstanden, im ländlichen Raum dagegen kleinere, dem Heimatstil verpflichtete Gebäude. Verschiedene Publikationen versuchten, hier Klarheit für die gewünschten Bauformen und die Gestaltung des Innenraums zu schaffen, allen voran die zweibändige „Werkhefte für den Heimbau der Hitler-Jugend“ (1937/38). Die Gestaltung der Möbel wurde hier ebenso erörtert wie die Dachform und das Sich-Einfügen in die Landschaft. Auch die Grundrissstruktur sowie die Raumaufteilung und -funktion folgten genauen Vorgaben. Hierzu zählten etwa Scharräume (die Schar war eine Einheit innerhalb der Hitlerjugend-Hierarchie), Halle, Führerzimmer und Appellflur. In der Realität überstiegen die Kosten für den Heimbau allerdings die finanziellen Möglichkeiten zahlreicher Gemeinden. Mit Ausbruch des Krieges wur-

den viele der geplanten Heime nicht ausgeführt bzw. die im Bau befindlichen nicht vollendet. Das Hitlerjugendheim in Gärtringen, Rohrweg 2, wurde von dem regional bekannten Stuttgarter Architekturbüro Holstein und Rohrberg geplant und ausgeführt. Dieselben Architekten zeichnen auch verantwortlich für das Hitlerjugendheim in Stuttgart-Rohr. Grundrisse und Ansichten für den Gärtringer Bau aus dem Jahr 1938 zeigen, dass die Architekten versuchten, sich in allen Punkten an die Vorgaben für den Heimbau zu halten. Das äußere Erscheinungsbild entspricht der Fachwerkbauweise, wie sie in der Region typisch war. Ein besonderes Augenmerk lag auf den Baudetails, so sind etwa alle Verbindungen verzapft, mit deutlich überstehenden Holznägeln, die einzelnen Hölzer tragen alle Abbundzeichen. Die Balkenköpfe an den Giebelseiten sind profiliert. Die vorgeblendeten Sandsteine des Sockelgeschosses entstammen verschiedenen Varietäten, die Oberflächen sind gespitzt, während das Gesims des Sockelgeschosses scharriert ist. Die Tatsache, dass es sich bei dem Sockelgeschoss nicht um ein aus massiven Sandsteinquadern gefügtes Geschoss handelt, sondern die vorgeblendeten Platten nur den Beton, der als eigentliches Baumaterial fungiert, überdecken, zeigt einerseits die finanziellen Beschränkungen, denen auch dieser Bau unterworfen war. Andererseits verdeutlicht die besondere Gestaltung der Platten, wie sehr man sich um einen ansprechenden Baukörper bemühte, der sich an die regionalen Bauformen anlehnen sollte. Besonders betont wird der Bau durch das weit aus der Dachfläche vorstoßende Zwerchhaus, das von zwei gedrunge- nen Sandsteinstützen getragen wird, die in einer schlichten Deckplatte auslaufen. Auch im Innenraum wurde Wert darauf gelegt, die regionale Bautradition zu zeigen, so etwa im Bereich der Halle durch zwei freistehende Ständer mit Kopfbändern, die einen Unterzug tragen. Die Raumaufteilung folgt streng den Vorgaben, so bildet die Halle den Eingangsbereich, im rechten Winkel dazu liegt der Appellflur. Von Halle und Flur werden die Scharräume und das Führerzimmer er-

schlossen. Im Dachgeschoss befinden sich im Bereich des Zwerchhauses das Kameradschaftszimmer, zudem zwei weitere Scharräume und ein Werkraum. Ein geplanter rückseitiger Flügel wurde – wohl auch aus Kostengründen – nicht ausgeführt. Wegen des Kriegsausbruchs wurde das Gebäude nicht vollständig fertiggestellt. Während des Krieges war hier unter anderem der Stuttgarter NS-Kurier untergebracht. Nach dem Krieg diente das Heim als Flüchtlingsunterkunft. Bereits im März 1956 lagen Pläne zur Umnutzung als Rathaus vor. Nach der Räumung des Hauses im September 1956 begannen die Umbauarbeiten, im April wurde das Gebäude als neues Rathaus eingeweiht. Die Umbaumaßnahmen wurden von Erwin Rohrberg durchgeführt (Abb. 1), demselben Architekten, der auch den ursprünglichen Bau geplant hatte. Die Änderungen betrafen vor allem die Grundrisstruktur; die großen Scharräume und der Werkraum wurden durch Zwischenwände geteilt, um das Gebäude der neuen Nutzung entsprechend anzupassen. Trotz dieser Änderungen sind die Heimstrukturen noch erkennbar, besonders im Bereich der Halle und des Appellflures.

Hitlerjugendheim, Redaktion, Flüchtlingsheim, Rathaus – die bewegte Nutzungsgeschichte des Gebäudes ist den Zeitläuften geschuldet. Erst die Kenntnis der ursprünglichen Funktion und der Nutzungsgeschichte des Baus macht es möglich, dessen wissenschaftlichen Wert zu benennen. Man kann von einem „unbequemen“ Denkmal sprechen und man mag an seiner ästhetischen Qualität zweifeln. Doch auch jene Gebäude sind Teil der Geschichte: der Architekturgeschichte, der Sozialgeschichte und der Heimatgeschichte. Dass das Gärtringer Hitlerjugendheim nicht sofort als solches zu erkennen ist, zeigt, wie schnell man das architektonische Erbe jener Zeit übersehen kann.

Andreas Dubsloff M. A.
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen



1 Die Umbaupläne aus dem Jahr 1956 zeigen, dass nur geringfügige Änderungen am Außenbau vorgenommen wurden.



Rezension

Eszter Banffy/Kerstin P. Hoffmann/
Philipp von Rummel (Hg.):
Spuren des Menschen –
800 000 Jahre Geschichte in Europa

Darmstadt: wbgTHEISS 2019, 552 Seiten,
500 Abbildungen, ISBN 978-3-8062-3991-1,
70 Euro (56 Euro für Mitglieder)

„Spuren sind Vergangenes in der Gegenwart, die uns über Zukünftiges nachdenken lassen“ heißt es im Vorwort der Herausgeber, die als Experten auf das Wissen eines ganzen Fachs zugreifen können, das seine Informationen heute nicht nur durch Ausgrabungen allein gewinnt, sondern sich mit anderen vor allem naturwissenschaftlichen Disziplinen, vernetzt hat. Und da in nur wenigen Ländern Europas so viel ausgegraben wird wie im Deutschland der letzten beiden Jahrzehnte, ist der Versuch, die daraus gewonnenen Erkenntnisse in einer Geschichte zu manifestieren, die mit 800 000 Jahren weit in die Vorgeschichte Alteuropas hineinreicht, ein notwendiger Ansatz.

Die Gründer der Römisch-Germanischen Kommission, entstanden 1901 im Auftrag Kaiser Wilhelms II., konnten sich nicht vorstellen, was 100 Jahre später möglich ist. Denn damals gab es keine Flugzeuge oder Computer und die Vorstellung, dass mittels LIDAR die Landschaft von oben gescannt und so Bodeneingriffe des Menschen zerstörungsfrei sichtbar werden, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts genauso undenkbar wie die Entdeckung des Metalldetektors, der DNA oder der Radiokohlenstoffisotope.

So staunt der Leser, wozu Archäologie heute in der Lage ist. Genau das haben wohl die Herausgeber dieses reich bebilderten Werkes vor Augen gehabt. Der erfolgreiche Vorläufer „Spuren der Jahrtausende – Archäologie und Geschichte in Deutschland“ war nach 17 Jahren zu überarbeiten, da sich die Archäologie vor allem durch Fortschritte in der Naturwissenschaft stark veränderte.

Übersichtlich gegliedert geht es von der Altsteinzeit bis in die jüngste Vergangenheit, auch um das Verhältnis von Mensch und Umwelt umfassend zu erkunden und als folgenreiche Beziehungsgeschichte, die Knut Rassmann und Alexander Gramsch prägnant zusammenfassen, zu schildern. Denn nicht erst seit Kurzem beeinflusst und gestaltet der Mensch die Umwelt. Er wusste schon vor 8000 Jahren, wie Thomas Terberger im Kapitel über die letzten Wildbeuter Mitteleuropas zeigt, den Klima- und Umwelteinflüssen zu trotzen. So mutet es wie ein Treppenwitz der Geschichte an, dass heute, im Zeitalter des Anthropozän, der Klimawandel immer

weitere Spuren dieses Kampfes freilegt. Tauende Alpengletscher geben nicht nur Mumien der Jungsteinzeit, sondern auch ihre Kleidung und Ausrüstung frei und die im schmelzenden Permafrost des nördlichen Polarkreises freigelegten ausgestorbenen Tierarten liefern Gen-Datensätze, die Wollnashorn oder Mammut in naher Zukunft wiederbeleben könnten. Neueste Untersuchungen an menschlichen Bestattungen, wie jenen des mesolithischen Friedhofs bei Groß Fredenwalde (Uckermark), belegen Parallelgesellschaften mit unterschiedlicher Lebensweise: Frühe, aus Südosteuropa eingewanderte Bauern drangen bis an die Lössgrenzen Mittel- und Norddeutschlands vor, während im Gebiet zwischen Rhein und Oder umherstreifende Wildbeuter weiterhin auf die Ressourcen des Waldes und der Flüsse zugriffen – eine Koexistenz, die wahrscheinlich Jahrhunderte andauerte. Eine interessante Frage des Buches formulieren Knut Rassmann und Franz Schopper in ihrem Kapitel über die Bronzezeit. „Historische Epoche oder Fiktion?“ stellt nicht nur das Dreiperiodensystem nach Thomsen in Frage, sondern spricht sich für einen Forschungsansatz aus, der epochenübergreifend die Metallproduktion in den Mittelpunkt stellt. Dabei argumentieren die Autoren überzeugend, dass die in Mitteleuropa etwa 1500 Jahre andauernde Zeitspanne von der ausschließlichen Betrachtung kleinteiliger Regionalbezüge, wie auch vom Fokus der Frage nach Protostaatlichkeit und Eliten befreit werden sollte.

Eine weitere Stärke des Buches ist das „Fenster zur Welt“, das die Aufmerksamkeit des Lesers themenbezogen nach Indien, Ägypten, in die Türkei, nach Südosteuropa oder Amerika lenkt. Schwerpunkt bleibt die Archäologie in Deutschland, die sich nun endgültig, wie Claudia Theune und ihre Mitautorinnen meinen, aus den rassistisch-nationalistischen, lange über die Zeit des Nationalsozialismus hinausreichenden Verstrickungen befreien müsse. Angesichts des Kulturbruchs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sollte die Archäologie alle Hinterlassenschaften von Krieg, Vertreibung und Völkermord aufspüren und dokumentieren. Indem sie rekonstruiert, was in der unmittelbaren Nachkriegszeit allzu oft voreilig entsorgt wurde, übernimmt sie eine große Verantwortung und erschließt sich ein neues Arbeitsfeld.

Die Rolle der Archäologie in der Gesellschaft untersuchen Stefanie Samida und Jürgen Kunow unter der Prämisse von Wissenstransfer und kulturellem Erbe. Ihr Attest: Archäologie ist in vielfältiger Weise im Alltag präsent. Internet, Bestsellerlisten, Rundfunk und Fernsehen informieren regelmäßig, auch wenn der Tenor der Sensation und Superlative nur schwer einzudämmen ist.

Angesichts der Fülle des präsentierten Materials liegt es am mündigen Leser, nach der Lektüre die-

ses Opus Magnum, Detailspekte zu vertiefen. Und obwohl sich der äußerst anschauliche Band an ein breites Publikum wendet, sei er auch den Fachleuten empfohlen, die dazu beitragen, die Spuren menschlichen Daseins in der Gegenwart zu erkennen, um über Zukünftiges nachzudenken.

Thomas Claus

Mitteilungen

Wegen der aktuellen Corona-Pandemie können sich bei den folgenden Veranstaltungen Änderungen ergeben. Bitte informieren Sie sich auf den Internetseiten der Veranstalter.

Ausstellung der Landesdenkmalpflege auf der Landesgartenschau in Überlingen: Pfähle, Mauern & Kakteen

Ursprünglich 23. April bis 18. Oktober 2020 (Zum Zeitpunkt der Druckfreigabe wurde eine Verlegung der Landesgartenschau in 2021 erwogen) Gewölbekeller des ehemaligen Amtsgefängnisses Überlingen im inneren Stadtgraben

Seit 2016 ist das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart mit seinen auf die Themen der Gartenschauen abgestimmten Dauerausstellungen ein fester Bestandteil der allseits beliebten Landes- und Bundesgartenschauen. Mit 682 000 Besuchern auf der Landesgartenschau 2016 in Öhringen und 1,19 Millionen Gästen auf der Bundesgartenschau in Heilbronn 2019 sind sie ein großer Erfolg. 2020 präsentiert das Landesamt für Denkmalpflege auf der Landesgartenschau in Überlingen die Dauerausstellung „Pfähle Mauern und Kakteen“. Vom 23. April bis zum 18. Oktober 2020 lädt sie täglich von 9 bis 19 Uhr in die beiden Gewölbekeller des ehemaligen Amtsgefängnisses Überlingen im inneren Stadtgraben ein.

In der Ausstellung werden drei Themen, die mit dem Bodensee und dem Landesgartenschau Gelände in unmittelbarem Zusammenhang stehen, vorgestellt: Pfähle: Bereits seit mehr als 6000 Jahren siedelten am Bodensee Menschen. Archäologische Funde und Befunde lassen Rückschlüsse auf ein Leben zu, das von Neuerungen geprägt war. Wie haben die Menschen gelebt? Wie lange ist das her? ... und woher wissen wir das? – ... und was hat es mit der UNESCO-Welterbe-Auszeichnung auf sich?

Mauern: Die Stadtbefestigung Überlingens ist eine der beeindruckendsten in Süddeutschland. Allein die Stadtbefestigung stellt eine Meisterleistung dar. Wie ist sie entstanden? Wie hat sich die Umweh- rung im Laufe der Jahrhunderte verändert? Welche Funktion hat sie heute? Vor welche Herausforderungen stellt sie uns?

Kakteen: Gärten gab es schon in der mittelalterlichen Stadt. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte ein Ausbau von Grünanlagen entlang des Bodenseeuferes. Zum Teil waren sie mit exotischen Pflanzen ausgestattet. Wozu dienten die Gärten? Was war der Anlass?

Begeben Sie sich mit uns auf Spurensuche!

Die Gefängnisratten Knacki und Knasti, leiten auch Kinder durch die Ausstellung und helfen ihnen alles besser zu verstehen.

Darüber hinaus wird das Landesamt für Denkmalpflege beim Treffpunkt Baden-Württemberg im Überlinger Pflanzenhaus drei weitere Ausstellungen zeigen.

27. Mai bis zum 7. Juni: „Denkmalpflege und erneuerbare Energien“ sowie „Barrierearmes Kulturdenkmal“. Am 2. und 3. Juni finden zu diesen beiden Ausstellungen mehrmals täglich Führungen statt.

10. bis zum 21. Juni: Präsentation des UNESCO – Welterbes „Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen“. Das Landesamt für Denkmalpflege bietet vom 15. bis zum 17. Juni zur Unterwasserarchäologie, Dendrochronologie und Archäobotanik ein familienfreundliches Rahmenprogramm an.

Weitere Informationen zu den Veranstaltungen rund um die Ausstellungen finden Sie unter:

<https://www.denkmalpflege-bw.de/service/veranstaltungen>

<https://www.ueberlingen2020.de/>

<https://www.bwgruen.de/projekte/treffpunkt-baden-wuerttemberg/>

Welterbe und Pfahlbauarchäologie beim Treffpunkt Baden Württemberg auf der Landesgartenschau

10. Juni bis 21. Juni 2020

Pflanzenhaus (in den Villengärten) in der Bahnhofstraße 19–21, 88662 Überlingen

Vom 10. bis zum 21. Juni präsentiert das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart im Treffpunkt Baden-Württemberg auf



Logo Überlingen Landesgartenschau.

Turm-gasse 7: Eingang in die Dauerausstellung des Landesamtes für Denkmalpflege „Pfähle, Mauern & Kakteen“.



Altersbestimmung von Holzscheiben unter dem Mikroskop.

der Landesgartenschau Überlingen eine Ausstellung zum UNESCO-Welterbe „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ und zu den damit verbundenen Fragen zur Forschung und Vermittlung. Vorgestellt werden außerdem die Techniken der Unterwasserarchäologie sowie der eng mit der Feuchtbodenarchäologie verbundenen Naturwissenschaften, wobei die Erfahrungen des aktuellen Monitorings ausgewertet werden.

An den Aktionstagen vom 15. bis 17. Juni geben Fachleute des Landesamtes für Denkmalpflege Einblick in ihre Spezialgebiete.

Montag 15. Juni 2020

Aktionstag „Archäobotanik: Steinzeitliche Pflanzennahrung unter Mikroskop“ im Treffpunkt Baden-Württemberg

Elena Marinova, Elske Fischer (Archäobotanisches Labor Hemmenhofen des Landesamtes für Denkmalpflege)

Während des Jungneolithikums (ca. 4400 bis 3400 v. Chr.) legten die Menschen ihre Siedlungen direkt an den Ufern von Seen und Mooren an. Dank der hervorragenden Erhaltungsbedingungen unter Sauerstoffabschluss sind dort Bauhölzer, Textilien, Holzgeräte, Speiseabfälle und diverse Pflanzenreste hervorragend erhalten. Diese spektakulären Funde sind Schwerpunkt der Archäobotanik im Bodenseegebiet. Das Labor für Archäobotanik des Landesamtes für Denkmalpflege gibt einen Einblick in die Fundmaterialien mit zahlreichen Hintergrundinformationen zur mikroskopischen Erforschung der prähistorischen Pflanzenreste.

An diesem Aktionstag werden jeweils ab 10 Uhr Führungen durch die Ausstellung angeboten.

Dienstag 16. Juni 2020

Aktionstag „Unterwasserarchäologie“ im Treffpunkt Baden-Württemberg

Renate Ebersbach, Marie-Claire Ries (Fachgebiet Feuchtbodenarchäologie)

Vor mehr als 150 Jahren wurden die Pfahlbauten entdeckt. Die Reste prähistorischer Siedlungen faszinieren vor allem durch ihre sehr gute Erhaltung in Seen und Mooren, was detailreiche Einblicke in die Ernährung, Bauweise und das Leben der Menschen in der ausgehenden Jungsteinzeit und Bronzezeit erlaubt. Um diese Siedlungsspuren in Seen ausgraben zu können, kommen archäologische Forschungstaucher zum Einsatz. Taucherausrüstungen und Arbeitsgerät vermitteln anschaulich einen Eindruck aus dem Arbeitsalltag von Unterwasserarchäologen.

Des Weiteren werden am Aktionstag offene Kurzführungen mit den Referentinnen Dr. Ebersbach und Ries um 11 Uhr, 14 Uhr, 16 Uhr und 18 Uhr durch die Ausstellung angeboten. Dauer der Führungen ca. 15 Minuten.

Mittwoch 17. Juni 2020

Aktionstag „Altes Holz und Baumarchäologie“ im Treffpunkt Baden-Württemberg

Oliver Nelle, Michael Schneider (Dendrochronologisches Labor Hemmenhofen des Landesamtes für Denkmalpflege)

Warum wurden Häuser vor 6000 Jahren aus Eschenstangen gebaut? Wie datiert das älteste Haus vom Bodensee? Wie und was können wir in den Pfahlbauhölzern über Wirtschaftsweise und Umwelt lesen? Das Dendrochronologische Labor Hemmenhofen ist mit seinen Experten und vielen originalen Hölzern aus sechs Jahrtausenden vor Ort. Lassen Sie sich die jahrgenaue Datierung von archäologischen Hölzern mittels Jahrringmessung erklären und erfahren Sie mehr über die Verwendung von Holz in der Prähistorie.

An diesem Aktionstag werden jeweils ab 10 Uhr Führungen durch die Ausstellung angeboten.

Ausstellungsankündigung

Alleskönner der Steinzeit – Innovative Wanderausstellung präsentiert zum ersten Mal die vergessene Welt der archäologischen Textilien

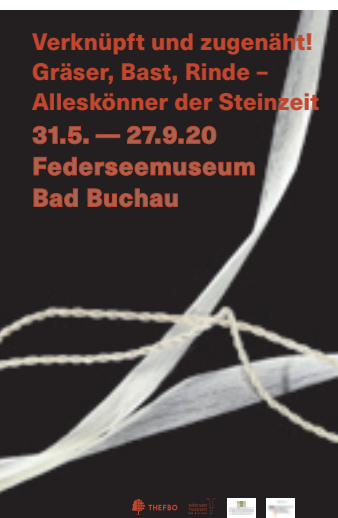
Ursprünglich 31. Mai bis 27. September 2020

Bad Buchau, Federseemuseum, Zweigmuseum des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg.

Heute sind atmungsaktive und thermo-regulierende Textilien aus Chemiefasern allgegenwärtig. Doch schon in der Jungsteinzeit stellten unsere Vorfahren wasserdichte und strapazierfähige Stoffe aus Naturmaterialien wie Gräsern, Gehölzbast und Rinde her. Reste davon haben sich in größerer Zahl in Feuchtbodensiedlungen (Pfahlbauten) am Bodensee und in Oberschwaben erhalten: Hecheln, Kescher, Netze, Leinen, Rindengefäße, Schnüre, Taschen etc.

In der bisherigen Forschung spielten diese Funde bislang nur eine sehr untergeordnete Rolle, man konzentriert sich mehr auf die überlieferten Werkzeuge, Waffen und Schmuck. Ihre Bedeutung wurde daher lange verkannt. Neuere Forschungen belegen jedoch schlaglichtartig, wie wegweisend sogenannte „technische“ Textilien für die Sesshaftigkeit des Menschen waren.

Die Ausstellung „Verknüpft und zugenäht! Gräser, Rinde, Bast – Alleskönner der Steinzeit“ bietet einen neuen Blick auf eine bisher vergessene Komponente der Kulturgeschichte des Menschen. Jungsteinzeitliche Funde aus Gräsern, Gehölzbast und Rinde werden in dieser Ausstellung erstmals exklusiv zum ‚Sprechen‘ gebracht, indem ihre Geschichte, Funktion, Herstellung und Erforschung



Ausstellungsplakat zur Wanderausstellung im Federseemuseum.

präsentiert werden. Großformatige Abbildungen, verständliche Texte und ein Begleitband erläutern die jeweiligen Themen, während Aktiv-Stationen, Rätselblätter und Filme, kleine und große Besucher zum Ausprobieren, Mitmachen und Erleben einladen. Das Federseemuseum ist die erste Station der Wanderausstellung.

Die Ausstellung ist ein Teil des Forschungsprojektes „THEFBO“ (www.thefbo.de).

Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) von 2018 bis 2021 geförderte Forschungsprojekt „Die kulturhistorische Bedeutung des Textilhandwerks in den prähistorischen Feuchtbodensiedlungen am Bodensee und Oberschwaben – im Kontext von Anforderungen an textile Objekte und ihre Wahrnehmung (THEFBO)“ geht davon aus, dass Textilien eine zentrale Rolle als technischer und kultureller Schrittmacher im Alltag der Seeuferbewohner einnahmen. Die Kooperationspartner möchten das Potenzial dieser vernachlässigten Materialgruppe aufzeigen und damit den Blick auf frühe Ackerkulturen verändern:

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg und Federseemuseum Bad Buchau
Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie (Reiss-Engelhorn Museen): Forschungsstelle Textil
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg: Institut für Ur- und Frühgeschichte
Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (LAD): Textilarchäologie
Julius-Maximilians-Universität Würzburg: Professur für Museologie
Kontakt und Gesamtprojektleitung: Dr. Johanna Banck-Burgess – Textilarchäologie, Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berlinerstraße 12, 73728 Esslingen am Neckar, Email: johanna.banck-burgess@rps.bwl.de

Neuerscheinungen

„... schlicht und doch harmonisch und schön ...“

Die Stuttgarter Jubiläumssäule im Spannungsfeld von Landesgeschichte, Stadtgestalt und Restaurierung

Zusammengestellt von Rolf-Dieter Blumer und Jutta Ronke

Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 35, Ostfildern 2020, 108 Seiten mit ca. 161 meist farbigen Abb., ISBN 978-3-7995-1230-5, 20 Euro

Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag.

Hoch ragt sie in der Mitte des Stuttgarter Schlossplatzes auf: die Jubiläumssäule mit der geflügelten Figur als bekrönendem Abschluss. Von 2010 bis 2016 begleitete die Landesdenkmalpflege Erhaltungsmaßnahmen an der Säule, deren Ergebnisse nun hier veröffentlicht werden. Die zwölf anregenden Beiträge spannen den Bogen von der historischen Bauausführung und Platzsituation über die komplexe Schadensanalyse und statische Konstruktion bis hin zur Restaurierung des Monuments. Sie widmen sich unter anderem auch der Frage, ob es sich bei der Figur in luftiger Höhe überhaupt um eine Concordia handelt, wie allgemein gesagt wird.

So ordnen sie das Monument nicht nur beschreibend und erforschend in die Kunst-, Landes- und Stadtgeschichte ein, sondern bieten auch überraschende, neue Erkenntnisse. Die teils spektakuläre Bebilderung zeigt die vermeintlich vertraute Jubiläumssäule in neuem Licht und ungewöhnlicher Perspektive. So erwächst mit diesem Band dem originalen Denkmal ein eigenes Denkmal: zwischen Buchdeckeln.

Zwischen Heilung und Zerstreung. Kurgärten und Kurparks in Europa – Between Healing and Pleasure. Spa Parks and Spa Gardens in Europe

Volkmar Eidloth, Petra Martin und Katrin Schulze (Hg.)

Internationale Fachtagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart und des Arbeitskreises Historische Gärten in der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur DGGL Baden-Baden, 19.–21. März 2015

Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 39/ICOMOS Hefte des deutschen Nationalkomitees LXXV

248 Seiten mit ca. 260 meist farbigen Abb., ISBN 978-3-7995-1395-1, 30 Euro.

Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag.

Kein Kurort ohne Kuranlagen. Kurgärten und Kurparks sind fester Bestandteil eines Kurortes, wie er sich ab dem 17. Jahrhundert in Europa als ein eigenständiger Siedlungstyp herausgebildet hat. Sie spielten eine entscheidende Rolle im traditionellen europäischen Kurwesen, das therapeutische Anwendungen – vor allem von Wasser – mit Zerstreung, gesellschaftlichen Veranstaltungen sowie körperlicher Bewegung kombinierte. Und sie prägen bis heute die Struktur, das Erscheinungsbild und das Image von Kurstädten und Badeorten. So zahlreich und vielgestaltig wie die Kurorte in Europa





sind auch deren Kurgärten und Kurparks. Aber bilden die Kuranlagen einen eigenen Gartentyp? Im März 2015 veranstaltete das Deutsche Nationalkomitee von ICOMOS zusammen mit dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und dem Arbeitskreis Historische Gärten in der DGGL eine internationale Fachtagung in Baden-Baden, auf der die besonderen Eigenschaften und die historische Bedeutung europäischer Kurgärten und Kurparks vertiefend und im internationalen Vergleich diskutiert wurden. Die Veranstaltung schloss sich inhaltlich an die internationale Tagung „Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts“ an. Sie leistete damit einen weiteren fachlichen Beitrag zu der transnationalen seriellen Nominierung Great Spas of Europe für die UNESCO-Welterbeliste. Die 18 Beiträge des Bandes widmen sich zunächst der räumlichen und zeitlichen Vielfalt der Kuranlagen in Europa. Sie behandeln dann anhand von Einzelbeispielen und im Überblick deren formale und funktionale Besonderheiten und ihre charakteristische Ausstattung. Darüber hinaus werden Wechselbeziehungen zwischen den Kuranlagen, dem Städtebau und der Kulturlandschaft thematisiert. Den Abschluss bildet die Frage nach dem denkmalpflegerischen Umgang mit dem Kulturerbe historischer Kurgärten und Kurparks.

Lauchheim I. Beiträge zur Computertomographie als Dokumentationsmethode, zur Textilarchäologie und zur Bestattungspraxis in der frühen Merowingerzeit

Hg. v. Dirk Krause u.a.
 Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 8, Wiesbaden 2020, 298 Seiten mit 382 Abb. und 14 Tabellen, ISBN 978-3-95490-359-7, 45 Euro
 Zu beziehen über Dr. Ludwig Reichert Verlag.

In Lauchheim (Ostalbkreis) wurde zwischen 1986 und 1996 der mit rund 1300 Gräbern des späten 5. bis späten 7. Jahrhunderts bislang größte bekannte merowingerzeitliche Bestattungsplatz Südwestdeutschlands vollständig ausgegraben. Die Grabbeigaben zeichnen das lebendige Bild einer komplexen und einem vielfältigen Wandel unterliegenden Lokalgesellschaft. Seit 2009 sind die Bestattungen aus Lauchheim Gegenstand eines multidisziplinären Forschungsprojekts, das sich durch die Anwendung innovativer Dokumentationsmethoden mit dem Anspruch einer möglichst vollständigen Datenerfassung auszeichnet. Die Beiträge dieses Sammelbands widmen sich zwei Grundpfeilern des Projekts: der methodisch wegweisenden, zerstörungsfreien Dokumentation

von über 330 Blockbergungen und mehr als 100 Einzelobjekten mittels Mikro-Computertomografie sowie dem multidisziplinären, die Gesamtheit des Grabbefundes betrachtenden Auswertungsansatz, dargestellt am Beispiel einer sich durch die bemerkenswerte Erhaltung von organischen Materialien auszeichnenden Baumsargbestattung.

Personalia

Dr. des. Sabine Kuban

Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Referat 83.3 – Spezialgebiete Bau- und Kunstdenkmalpflege
 Berliner Str. 12
 73728 Esslingen
 Telefon: 07 11 90 44 51 63
 Sabine.Kuban@rps.bwl.de

Seit Anfang August 2019 unterstützt und berät Sabine Kuban die Kollegen der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Fragen der Tragwerksplanung und Statik.

Nach dem Abitur im Jahr 2000 und einem einjährigen Aufenthalt in England studierte Frau Kuban Bauingenieurwesen (Vertiefungsrichtung konstruktiver Ingenieurbau und Bauen im Bestand) an der Fachhochschule Potsdam. Ihre Diplomarbeit beinhaltete eine Bauzustandserfassung und die Erarbeitung eines Instandsetzungskonzeptes für eine Fachwerkscheune aus dem 19. Jahrhundert in Nauen. Während ihrer Tätigkeit als Bauleiterin entstand der Wunsch, die Kenntnisse im Bauen im Bestand noch zu erweitern.

Das berufsbegleitende Masterstudium „Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege“ an der FH-Potsdam eröffnete diese Möglichkeit. Nach einem weiteren Auslandsaufenthalt arbeitete Frau Kuban parallel zum Studium als freiberufliche Ingenieurin im Bereich Tragwerksplanung, Konstruktion und Bauzustandserfassung. Die Masterarbeit entstand in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Metallrestauration an der FH-Potsdam und beinhaltete die Bestandsaufnahme und ein Maßnahmenkonzept für die Instandsetzung historischer Eisenkonstruktionen.

Bereits vor Abschluss des Studiums arbeitete Frau Kuban als angestellte Ingenieurin im Büro Ziegert Seiler Ingenieure in Berlin. Die Arbeit beinhaltete schwerpunktmäßig die Betreuung des büroeigenen Prüflabors für Lehm und Lehmbaumstoffe, Tragwerksplanung im Bestand und Neubau sowie Unterstützung bei gutachterlichen Stellungnahmen.

Das Angebot, als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Bautechnikgeschichte und Tragwerks-erhaltung von Prof. Dr.-Ing. W. Lorenz an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus zu arbeiten, eröffnete 2012 nicht nur die Möglichkeit, die Kenntnisse der Tragwerkserhaltung zu erweitern, sondern auch ein eigenes Forschungsthema zu frühen Eisenbetonkonstruktionen in Berlin (1880–1918) zu erarbeiten. Die Publikation der Dissertation ist für 2020 geplant.

Als Tragwerksplanerin freut sich Sabine Kuban auf die gemeinsame Projektarbeit und die Herausforderungen bei der Lösungsentwicklung zu spezifischen Fragestellungen in der Denkmalpflege.

Daniel Richardt M. A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Zentrale Dienste und Denkmalfor-
schung
Berliner Str. 12
73728 Esslingen
Tel. 07 11 90 44 52 14
Daniel.Richardt@rps.bwl.de

Seit Oktober 2019 ist Daniel Richardt der neue wissenschaftliche Volontär in der archäologischen Denkmalpflege. Im Anschluss an seine Lehre als Versicherungskaufmann ging Herr Richardt seinem Kindheitstraum nach: Auf dem zweiten Bildungsweg holte er sein Abitur nach und nahm das Studium der Vor- und Frühgeschichte, Klassischen Archäologie, Frühchristlichen Archäologie und Provinzialrömischen Archäologie auf. Ergänzend absolvierte er Fortbildungen zum Projektmanagement in Kulturbetrieben, der Evaluierung in Museen, dem Umgang mit Datenbanken sowie GIS. Anschließend war Herr Richardt für die Grabungsfirma ADILO GmbH in Parsberg (Bayern) tätig. Dort wirkte er bei verschiedenen Großprojekten (zum Beispiel GAS LSF, Monaco, Regensburg Albertsraße) sowie kleineren Projekten, vor allem im Gebiet von Nürnberg bis Regensburg, mit. Darüber hinaus oblag ihm die Leitung diverser Projekte, unter anderem von Stadtkerngrabungen und Grabungen im ländlichen Milieu, mit kleineren bis größeren Teams.

Anschließend absolvierte er ein Volontariat im Museum der Westlausitz in Kamenz (Sachsen), welches sich als Regional- und Landschaftsmuseum mit der Geschichte und der Landschaftsentwicklung der Lausitz und deren Vermittlung befasst. Zu Herrn Richardts Aufgabenschwerpunkten zählten die Betreuung der archäologischen Sammlung (inklusive Leihverkehr) und die Inventarisierung von diversen Sammlungskomplexen sowie Lesefunden. Darüber hinaus war er verantwortlich für die Do-

kumentation der Schälchensteine in der Lausitz, konzipierte Ausstellungen, verfasste einen Katalogartikel, übernahm die Koordinierung und Betreuung von Ehrenamtlichen und unterstützte die Museumspädagogik.

Da sich Herr Richardt neben dem musealen Bereich auch sehr für die archäologische Denkmalpflege interessiert und die ordentliche und sachgerechte Dokumentation von Denkmälern sowie deren Schutz für ihn von großer Bedeutung sind, entschied er sich für ein weiteres Volontariat beim Landesamt für Denkmalpflege, wo er nun – mit einer Vertragslaufzeit von zwei Jahren – am Dienstsitz Esslingen beschäftigt ist.

Júlia Tauber

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.3 – Spezialgebiete Bau- und Kunstdenk-
malpflege
Berliner Str. 12
73728 Esslingen a. N.
Tel. 07 11 90 44 54 23
Julia.Tauber@rps.bwl.de

Seit März 2019 ist Júlia Tauber als Metallrestauratorin beim Landesamt für Denkmalpflege tätig. Júlia Tauber wurde in Ungarn geboren. Ihre Liebe für Metalle entwickelte sich bereits frühzeitig während der Teilnahme am Fach Silberschmieden an einem Kunstgymnasium. Nach dem Abitur absolvierte sie eine Goldschmiede-Ausbildung in Budapest. Danach war sie in Großbritannien tätig, wo sie zunächst als Goldschmiedin arbeitete, bevor sie am West Dean College (University of West Sussex) mit dem Studium der Metallrestaurierung begann, das sie 2015 mit dem Bachelor abschloss. In der Folge war sie beim National Maritime Museum für sechs Monate als Volontärin für Metallrestaurierung angestellt, anschließend war sie auch studienbegleitend freiberuflich tätig. Ihr Master-Studium als Object Conservator schloss sie 2018 an der University of Lincoln ab. Parallel zum letzten Jahr ihres Studiums arbeitete sie als Assistant Conservator for Engineering bei National Museums Scotland. Eine große Herausforderung bedeutete für sie die Restaurierung von beweglichen Objekten, wie zum Beispiel Dampfmaschinen oder Zugmodellen für die Sammlung Science and Technology. Im September 2018 fand Frau Tauber ihren Weg nach Baden-Württemberg, als sie als wissenschaftliche Volontärin mit dem Schwerpunkt Metallrestaurierung beim Landesamt für Denkmalpflege anging. Nach einer Übergangsperiode der Zusammenarbeit mit ihrem Vorgänger ist sie seit August 2019 alleine für den Fachbereich Metallrestaurierung zuständig.



Dr. des. Sabine Kuban



Daniel Richardt M. A.



Júlia Tauber

Nachruf

Otto Teschauer

Otto Teschauer, geboren am 15. 9. 1941 im böhmischen Eger (heute Cheb, Tschechien) wuchs in Albstadt (Unterfranken) und in Kaiserslautern auf, wo er im Februar 1961 am Altsprachlichen Gymnasium das Abitur machte. Nach dem Grundwehrdienst in den Jahren 1961/1962 studierte er Klassische Archäologie an den Universitäten in Würzburg, Mainz und München. Im Sommer 1972 schloss er seine Dissertation „Römische Keramik aus Speyer“ ab. Im Anschluss arbeitete er zunächst als wissenschaftliche Hilfskraft, ab Januar 1974 als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Baugeschichte der Universität (TH) Karlsruhe bei Prof. Wulf Schirmer. In dieser Zeit nahm er an Grabungen des Deutschen Archäologischen Instituts Rom in Karthago (Tunesien) unter der Leitung von Friedrich Rakob teil. In den Jahren 1979 bis 1984 war er an Grabungen des Deutschen Archäologischen Instituts Istanbul durch das Heidelberger Institut für Ur- und Frühgeschichte unter Prof. Harald Hauptmann in Norşuntepe Höyükü und Lidar in der Provinz Şanlıurfa in der Osttürkei tätig.

Im Dezember 1984 trat Herr Teschauer seinen Dienst als wissenschaftlicher Angestellter im Referat Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in der Außenstelle Karlsruhe an. Seine Tätigkeitsfelder waren neben der Betreuung der Grabungen am Schloss Gottesau in Karlsruhe besonders die Klöster Hirsau, Alpirsbach und Maulbronn, wo er an den Veröffentlichungen des Amtes aus Anlass der Klosterjubiläen beteiligt war. Außerdem war er bei Grabungen und Befundanalysen mit der Klärung von Fragen zur Geschichte der St.-Candidus-Kirche in Kent-



heim und des Klosters Reutin in Wildberg befasst. Herr Teschauer nutzte schon früh die neuen digitalen Möglichkeiten für die Denkmalpflege, so für die Archivdatenbank der Bauforschung, für die Überlagerung von Plänen der Festungsanlage Rastatt und der heutigen Bebauung (2001) sowie für die digitale Auswertung der historischen Bauaufnahme des Heidelberger Schlosses von Koch und Seitz, die in die Ausstellung „Traum und Wirklichkeit“ zum Dehio-Jahr 2005 einfluss.

Ein besonderes Anliegen war ihm die Betreuung von Studenten und Praktikanten, die er sowohl für die Materie der Bauforschung als auch für die Anwendung neuer Techniken in diesem Bereich zu begeistern suchte. Ein übergreifendes Projekt zur Darstellung der Geschichte der Oberrhein-Region konnte er nicht mehr zu Ende führen.

Nach seiner Verabschiedung in den Ruhestand Ende September 2006 blieb er noch mehrere Jahre mit seinem ehemaligen Arbeitsumfeld verbunden; neben der digitalen Auswertung historischer Karten stand er jüngeren Kollegen mit seinem reichen Wissen beratend zur Seite.

Otto Teschauer starb in den letzten Augusttagen 2019.

Dr. Johannes Wilhelm

Abbildungsnachweis

U1, U2, S109, S110o, S111m, S112o/ul/ur, S113o/u TECHNISEUM, Klaus Luginsland; S74o RPS-LAD, Neg. 22282; S74u RPS-LAD, Neg. 13833; S76ol/r RPS-LAD, Neg. 7039 und 2408; S77o RPS-LAD, Neg. 19484; S77u RPS-LAD, Neg. 9913; S78ol/r RPS-LAD, Neg. 8016 und 4312; S78u Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 228a III Nr 534 (2-1168575-1); S79o RPS-LAD, Neg. 24079; S79u RPS-LAD, Neg. 22282; S80ol/r Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 228a III Nr 5066 und Nr 5067; S81u aus: Gustav Wais: Alt-Stuttgarts Bauten im Bild, Stuttgart 1951, SEITE 52; S82 aus: Architektonische Rundschau, 25. Jg, 1909, Heft 5; S83o/ul, S86u, S128 RPS-LAD, Andreas Dubslaff; S83ur Gerd Leibrock [CC BY-SA 3.0 de]; S84o Rainer Halama [CC BY-SA 4.0]; S84ul RPS-LAD, IGM; S81o, S84ur, S85o RPS-LAD, Dieter Büchner; S85m Gerd Leibrock [CC BY-SA 3.0 de]; S85u, S86o RPS-LAD, Fotoarchiv; S86m Gerd Leibrock [CC BY-SA 3.0 de]; S87o, 88o GLA-KA, 421 Zug 1993-90F BrOffenburg-1779 (Kehl); S88u, S89o, S90o, S91u, S92m, S94 Ulrich Boeyng; S89u GLA-KA, 421 Zug 1993-

90F BrFreiburg-ON41 (Altbreisach); S90u GLA-KA, 421 Zug 1993-90F BrFreiburg-ON1037 (Neuenburg); S91o GLA-KA, 421 Zug 1993-90F BrBasel-ON (Weil); S92o GLA-KA, 421 Zug 1993-90F BrRastatt-2339 (Wintersdorf); S92u GLA-KA, 421 Zug 1993-90F BrRastatt-2335 (Wintersdorf); S93 United States Military Academy (USMA); S95o/98u Peter Steiert; S96, S98o, S100ul, S101o RPS-LAD, Aline Kottmann; S97o Clark Urbans; S97u Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, www.lgl-bw.de, Darstellung: RPS-LAD; S99o RPS-LAD, Oliver Nelle; S99u, S100o/ur, S101u RPS-LAD, Andreas Haasis-Berner; S102, S107 RPS-LAD, Monika Erne/Almut Kalkowski; S103o Philipp Gleich; Kartengrundlage: SRTM-Höhenmodell. Herausgeber NASA. Online unter: <http://srtm.csi.cgiar.org>; S103u RPS-LAD, Monika Erne; S104 RPS-LAD, Monika Erne/Philipp Gleich; S105ol, S106o/ur RPS-LAD, Philipp Gleich; S105or RPS-LAD, Sebastian Böhm/Philipp Gleich; S105u RPS-LAD, Almut Kalkowski & Philipp Gleich; S108 RPS-LAD, Melanie Mertens; S110u Repro aus Bauwelt 1983, Heft 5, S575; S111o, S114 TECHNISEUM, Foto: Zooley Braun; S111u Repro aus DBZ 1991, Heft 7,

S968; S112ur TECHNISEUM; S115–120 Joachim Haessler, S115u aus Familienalbum; aus Bauarchiv; S121o/u, S122o MPA Stuttgart, in: Staatliche Materialprüfanstalt Universität Stuttgart (Hrsg.): MPA Stuttgart, Neubau Arbeitsbereiche Prüfeinrichtungen, Stuttgart 1971; S122ul–125or PRS-LAD, Peter Huber; S125u Wagner, Friedrich: Blanke Aluminiumfassaden, in: Behling, Stefan (Hrsg.): Friedrich Wagner – Bauten für die Universität, Stuttgart 2007; S126 RPS-LAD, Sabine Kraume-Probst; S127 aus Tübinger Blätter 1899, Nr.3, S.25, Foto Schuler; S129 Landratsamt Böblingen, Bauaktenarchiv; S130 wbg THEISS; S131o Landegartenschau GmbH; S131u RPS-LAD, Beata Hertlein; S132, S133o–S136 RPS-LAD; S132u RPS-LAD/Federseemuseum.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege S. 74*
- ② *Stuttgart, Lapidarium, S. 81*
- ③ *Wintersdorf, Eisenbahnbrücke, S. 87*
- ④ *Kehl, Eisenbahnbrücke, S. 87*
- ⑤ *Altbreisach, Eisenbahnbrücke, S. 87*
- ⑥ *Neuenburg, Eisenbahnbrücke, S. 87*
- ⑦ *Weil am Rhein, Eisenbahnbrücke, S. 87*
- ⑧ *Bad Schussenried-Olzreute, jungsteinzeitliche Siedlung, S. 102*
- ⑨ *Mannheim, Technoseum, S. 108*
- ⑩ *Bad Liebenzell, Badhaus, S. 115*
- ⑪ *Stuttgart, Staatliche Materialprüfanstalt, S. 121*
- ⑫ *Tübingen, Hölderlindenkmal, S. 126*
- ⑬ *Gärtringen, Hitlerjugendheim, S. 128*

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. umseitig.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
**nachrichtenblatt@denkmalpflege-
bw.de**

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Wirtschaft,
Arbeit und Wohnungsbau
Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 0
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@wm.bwl.de

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 102311, 70019 Stuttgart
ISSN 0342-0027

2/2020 49. Jahrgang

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- www.denkmalpflege-bw.de
- per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse (Stichwort Öffentlichkeitsarbeit)

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

 Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

